



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Ausgewählte Aufsätze**

**Brandi, Karl**

**Oldenburg i.O., 1938**

I. Methodisches

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-70552](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-70552)

## I. Methodisches

I Methodisches

## Einführung in die Geschichtswissenschaft und ihre Probleme

### I. Geschichte als Forschung

Das naive Verhältnis der Menschen zur Geschichte ist unendlich verschieden. Heute fehlt auch das einmal hergebrachte Bedürfnis nach enzyklopädischer Übersicht über Namen und Daten nicht darin; überall ist der Wunsch rege nach Anknüpfung örtlicher Eindrücke von Denkmälern, Schlössern und berühmten Stätten an irgendwelche Zusammenhänge. Tiefer geht schon das Verlangen der Phantasie nach den bunten und fremdartigen Bildern eines vergangenen Lebens; das lebhafter schlagende Herz nimmt Partei, sucht Spannung und Lösung im Ablauf starker Geschehnisse, die ihm zum eindringlicheren Erlebnis werden, weil das alles wirklich gewesen ist. Vom Persönlichen aufsteigend, ergreift es das Allgemeine und durchlebt das Schicksal ganzer Völker. Ungleich beteiligt ist dabei der Wille; mag die Geschichte ihr Bestes im Enthusiasmus geben, wie Goethe in Makariens Tagebuch anmerkt, die Anfeuerung zu Taten strömt nicht immer aus dem Ruhm weltgeschichtlicher Handlungen. Wenn aber Nietzsche „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ fürchtete, daß die Geschichte den Willen abtöte, indem sie die Phantasie vorweg befriedige, so übertrönt die lebendige Erfahrung, daß die Männer der Tat allezeit die Geschichte geliebt haben, alle Zweifel; war sie ihnen nicht Quelle der Kraft, so doch nährende Lebensluft als gleichgestimmte große Welt.

Es gibt auch ein naiv tendenziöses, romantisches Verhältnis zur Geschichte, wo sie Ideen oder Bestrebungen der Gegenwart denjenigen Schimmer geben soll, der ihnen im Alltagsgrau fehlt; das hieße dann das staatliche, kirchliche oder gesellschaftliche Schuldkonto der Gegenwart entlasten durch Guthaben der Vergangenheit. Oder umgekehrt: ihren Kredit zu schmälern durch vergangene Schuld, angebliche oder nachweisbare.

Den Weg dahin haben freilich alle diejenigen irgendwie gewiesen, die der Geschichte Zwecke setzten. Sie sollte belehren. Der alten Welt, dem Mittelalter, dem Humanismus und der Aufklärung war es ganz geläufig, daß Geschichte der *moralischen Belehrung* diene; daß Tugenden belohnt, Laster bestraft würden, oder — auf höherer Stufe —, daß die Geschichte den Ablauf moralischer Handlungen samt ihren Folgen vorführe. Geschichte also als Illustration der Treue und Ent-sagung, der Hochherzigkeit, Wahrheit und Standhaftigkeit, oder des Verrates, der Schwäche und Unbeständigkeit.

Zu allen Zeiten aber haben einzelne diesen Nutzwert der Geschichte als zu eng empfunden, und schon die Alten kannten, wie nach ihnen *Machiavelli*, den Wert der Geschichte als *politischer Lehrmeisterin*. Im 18. Jahrhundert kennzeichnet sich *Möser* auch darin als Kritiker der Aufklärung, daß er gegen *Basedow* betont, „die Geschichte muß keine Lehrerin der Moral, sondern der Politik sein“. Nur wurde die Fassung nicht viel tiefer, wenn man ihren Gehalt auch hier in einer wohlerwogenen Kasuistik sah, in der Erteilung bestimmter Regeln oder Anweisungen für Einzelfälle.

Indessen — gestehen wir es nur —, diese ganze Klassifikation des historischen Interesses ist eine papierene Weisheit. Die Geschichte spendet alle ihre wahren oder eingebildeten Gaben ungerufen und ungebeten, und bei allen Individuen wirkt das Verlangen danach in widerspruchsvoller Mischung unbewußter Motive. Denn, wie immer sich der naive Mensch auch den möglichen Inhalt der Geschichte vorstellt, immer ist sie für ihn gebundenes und durch Vorstellung wieder gelöstes Leben, ist sie vergangene Wirklichkeit mit längeren Erfahrungsreihen, als sie das eigene, kurze Leben bietet, so daß in der bedeutendsten Fassung der Geschichte sich der einzelne erst recht erhebt zur größten Lebenseinheit in der Zeit, die eigene kleine Wirklichkeit bindet an das Leben und Leiden großer und größter, ganz naher oder ehrwürdig ferner Gemeinschaften, immer so, wie es *Ranke* mit *Jakobi* faßte: „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, das Leben des einzelnen, der Geschlechter, der Völker — zuweilen die Hand Gottes über ihnen.“ Und es ist auch nichts anderes als gesteigerte Lebenserfahrung, wenn *W. v. Humboldt* als letzte Frucht der Geschichte den „Sinn für die Wirklichkeit“ bezeichnet; „in ihm liegen: das Gefühl der Flüchtigkeit

des Daseins in der Zeit und der Abhängigkeit von vorhergegangenen und begleitenden Ursachen“, „dagegen das Bewußtsein der inneren geistigen Freiheit.“

Wie naiv oder wie bewußt nun auch der einzelne sein Verhältnis zur Geschichte faßt, immer liegt es innerhalb der eben beschriebenen Stimmungen, immer ist es eine Angelegenheit des gebildeten Menschen. Das eigentlich Wissenschaftliche ist daran gar nicht beteiligt. Unser Interesse gilt dem Inhalt der Geschichte, dem „Geschichtlichen“ (wie J. Burckhardt sagt), gilt der ganz oder zum Teil einheitlich gedachten, als bekannt oder begreifbar gedachten Vergangenheit als Inhalt.

Erhebt man nun die besondere Frage: „Was ist denn Geschichte als Wissenschaft?“ so geben freilich die Lehrbücher darauf zunächst keine andere Antwort. Schlagen wir Bernheims „Lehrbuch der historischen Methode und Geschichtsphilosophie“ auf, so erfahren wir: „Die Geschichtswissenschaft ist die Wissenschaft, welche die Tatsachen der Entwicklung der Menschen in ihren singulären wie typischen und kollektiven Betätigungen als soziale Wesen im kausalen Zusammenhange erforscht und darstellt.“ Ich rechte nicht mit dem Ausdruck. Wieviel schöner sprach Ranke von der „Menschheit, wie sie ist“, von Einzelnen, Geschlechtern, Völkern, und wieviel bescheidener „erklärlich oder unerklärlich“. Vor allem: nur „die Tatsachen“ — Geschichte nur als logischer Prozeß? Wieviel tiefer faßte W. v. Humboldt die Aufgabe des Geschichtschreibers dahin, daß es der „Sinn für die Wirklichkeit“ sei, „den er zu wecken und zu beleben bestimmt ist“.

Allein ich kann das eigentlich Wissenschaftliche überhaupt nicht sehen in irgendeiner Art der Behandlung des historischen Inhalts, weder der Kultur, noch des Staats, weder der typischen noch der singulären oder kollektiven Betätigungen der Menschen. Aus der Vergangenheit kann unendlich geschöpft werden mit goldener und eiserner Kelle, in tönernen und kristallinen Schalen, in wilden, hastigen Griffen und in schönem, bedächtigem Maße.

Alle Gestaltung ist Kunst, nicht Wissenschaft, so frei und so weit wie die Kunst. Von Wissenschaft sprechen wir erst da, wo an Stelle dieser individuellen Freiheit eine bestimmte, lehrbare Methode

tritt, wo das Individuelle sich verliert in der Sache. Historische Darstellung ist nie denkbar ohne individuelle Auswahl, Wertung und Beleuchtung; nie werden zwei verschiedene Menschen ungleicher Weltanschauung, Bildung und Interessen die gleiche Geschichte schreiben. Das aber ist nicht mehr Wissenschaft, was solchen Bedingungen unterliegt. Das Wissenschaftliche also in der Geschichte kann nicht in ihrer Darstellung liegen, sondern nur in ihrer Erforschung. Das eigentlich Wissenschaftliche, das, was den geschulten Historiker unterscheidet vom Liebhaber, selbst von dem historisch sehr interessierten, materiell-historisch sehr gebildeten Laien, ist sein Verhältnis zu den Quellen, sein Verhältnis zur Überlieferung, zu Maß und Art des Wissens, das wir jeweils von einer Vergangenheit besitzen.

Soweit der gelehrte Historiker auch ein gebildeter Mensch ist — und von Rechts wegen sollte er das sein —, kommen für ihn auch alle jene menschlichen Werte der Geschichte in Betracht; soweit er Künstler ist, mag er sich mit an ihrer Gestaltung versuchen, allein das eigentlich Wissenschaftliche ist, seine Art, die Vergangenheit zu sehen und ihre Überlieferung zu beurteilen. Der wissenschaftlich gebildete Historiker braucht das naive Bild der lebendigen und erkennbaren vergangenen Wirklichkeit nicht zu verlieren — er kann es sogar als Voraussetzung seiner Arbeit nicht entbehren, es ist seine Arbeitshypothese; aber es wird ihm doch vor allem gemäß sein, die Vergangenheit streng in ihrer Überlieferung zu sehen. Es wird ihn ganz beherrschen die Tatsache, daß wir von der Vergangenheit eben nur die Überlieferung noch besitzen, daß nur sie den Stoff der Geschichte als Wissenschaft bildet. Diese Erkenntnis ist heute Gemeingut; allein sie ist auch erst gewonnen, und J. G. Droysen hatte recht, wenn er im Grundriß der Historik (1868) betonte, daß es „das größte Verdienst der kritischen Schule in unserer Wissenschaft, wenigstens das in methodischer Hinsicht bedeutendste ist, die Einsicht durchgesetzt zu haben, daß die Grundlage unserer Studien die Prüfung der Quellen ist, aus denen wir schöpfen. Es ist damit das Verhältnis der Historie zu den Vergangenheiten auf den wissenschaftlich maßgebenden Punkt gestellt“.

Dem Worte „Quellen“ haftet in unserer verbrauchten Sprache sehr wenig mehr an von der sprudelnden Reinheit des ursprünglichen Bildes;

man denkt an Zitate, Scharteken und Folianten — allein das sind doch nur die Brunnenröhren und Becken des strömenden Grundes der Überlieferung.

Von dieser Überlieferung soll nun die Rede sein; wo sie gefunden wird, wie man ihr beikommt, was aus ihr zu gewinnen ist.

Es gilt einen Gang durch unsere Magazine und Präpariersäle, die Rohstoffe zu zeigen und ihre Verarbeitung, wobei wir uns nicht zu schämen brauchen unseres Handwerkszeuges. Denn eine durchaus moderne Technik beherrscht auch unsere Methode.

Unsere Magazine sind die ungezählten und ungemessenen Korridore und Säle unserer Museen, Bibliotheken und Archive. Ganze Berufe dienen der Erhaltung, Ergänzung, Verzeichnung und Erschließung ihrer Schätze. Es ist gut, sich eine Vorstellung zu machen von der ungeheuren Größe dieser Hinterlassenschaft der Vergangenheit. Aber nicht Weniges davon spottet der Sammlung, umgibt uns noch täglich in eindrucksvollen Denkmälern, Bauten, Befestigungen und Hausrat. Ja, der Boden selbst und seine Einteilung, seine Straßen und Wege, seine bebauten und wüsten Strecken, seine Teiche und Entwässerungen sind Teile dieses großen Erbes.

Von diesem weitverstreuten Besitz, geordnet oder ungeordnet, ist die Geschichtswissenschaft mit ihren Zweigen und Hilfswissenschaften Behüterin und Beschließerin. Sie kennt dabei zunächst keine Grenzen und Entfernungen; die ägyptischen Museen und die syrischen Trümmerstätten, die ganze alte Welt von dem fünffachen Troja bis zu den Museen der modernen Großstadt mit ihren Sammlungen aus aller Herren Länder gehören in diese große Familie. Neben ägyptischen, griechischen und lateinischen Papyrusrollen und -fetzen liegen da die Scherbenhaufen der Ostraka und die gerollten oder gefalteten Pergamente, unübersehbare Stöße, Wertvolles und Wertloses, aber auch das an sich Wertlose ein Teil der großen Grundierung aller historischen Gemälde. Wachstafeln aus römischer und mittelalterlicher Herkunft trugen Urkunden und Aufzeichnungen des täglichen Gebrauchs, bis Pergament und Wachstafeln durch die modernen Papiermassen verdrängt wurden, und die modernen Archive, selbst



eben noch lebendige Registraturen kleiner und großer Behörden, die Verbindung zwischen uns und der letzten Vergangenheit herstellten.

Für die gesamten Überreste aber, gleichviel welchem Lebenskreis sie entstammen, aus welchem Stoff sie bestehen, wohin das Schicksal sie heute verschlagen hat, ob sie absichtslose oder sehr absichtliche Zeugnisse der Vergangenheit sind — für alle gilt, bevor noch ihre Verwendung in Frage kommt, eine und dieselbe Forderung. Das ist ihre genaue Beschreibung und zeitliche Einreihung: *Inventarisatio*n der Denkmäler, der Archive und Museen, Inventare oder Kataloge der Archive und Bibliotheken. Was ist das vorliegende Stück, woher kommt es, aus welcher Zeit stammt es? Womit dann auch immer schon die erste Frage der Kritik berührt wird: Ist das Stück das, was es zu sein vorgibt — ist es echt oder unecht?

Mit der wissenschaftlichen Beschreibung also geht es an. Schon an diesem Anfang stehen Sorgfalt, Wissen und Erfahrung als unentbehrliche Tugenden. Als wir auf französischem Boden einen Stützpunkt aushoben, kamen Mauerreste zum Vorschein, regelmäßig gefügt, so daß der leitende Offizier — übrigens ein Chemiker — in echt wissenschaftlichem Sinn Sorgfalt anbefahl; es fanden sich bald Scherben, endlich eine Münze, eine römische Münze, verkrustet und unleserlich. Das war der Zeitpunkt, wo es galt, einen Fachmann zuzuziehen, und er urteilte nach dem ersten Eindruck auf Kaiser Gordian — in der Tat bestätigte die nähere Vergleichung diese Bestimmung. Dagegen vermochte schon ein Student in einem brennenden Haufen Kehrlicht ein Pergament als eine Urkunde Karls des Kahlen zu erkennen und zu retten. So sprechend, so individuell sind fast zu allen Zeiten Bild und Schrift, daß unter den Millionen von Münzen und Urkunden das einzelne Stück gleich in seinen zeitlichen und örtlichen Zusammenhang eingeordnet werden kann. Wir erkennen die Handschrift unserer Mutter oder eines Freundes aus Tausenden von Briefen. So erkennt der Fachmann die „Handschrift“ einer Zeit an untrüglichen Eigenheiten.

Das Auge des Kenners schärft sich, und es gibt genug Gelehrte in Deutschland, die auf den ersten Blick auch ohne jede Unterschrift ein Fragment von der Hand Luthers oder Karls V oder Philipps von Hessen erkennen. Ja, man wird auch ohne Zeitangaben

viele solcher Briefe und Urkunden nach Inhalt und Formen untrüglich datieren können.

Im großen: Ganze gewaltige Massen von Urkunden, Akten und Briefen sind auf diese Weise gesammelt, an das zuständige Museum oder Archiv abgeliefert, geordnet und nutzbar gemacht.

Bei dieser Ordnung sollte auch jene höchste und reizvollste Aufgabe der Kritik, das *discrimen veri ac falsi*, die Echtheitsprüfung, schon gestellt sein. Es ist unsagbar viel gefälscht in alter und in neuer Zeit: Urkunden, Handschriften, Denkmäler; teils aus Gewinnsucht, teils aus Spielerei, oder auch in einer Mischung von Romantik und Leichtfertigkeit. Aber das Lügengewebe der Vergangenheit wird von der historischen Kritik zuerst in ihren falschen Werken erbarmungslos zerrissen.

Eine Handschrift in den Formen des 12. Jahrhunderts kann nicht ein Original aus dem 8. sein. Eine angebliche Urkunde Karls Martells mit dem Kaisertitel ist eine handgreifliche Fälschung. Eine angebliche Rechtsordnung aus dem 13. Jahrhundert, wie die pragmatische Sanktion Ludwigs des Heiligen, die nachweislich an Formulierungen des 15. anschließt, ist ebenso eine offenbare Fälschung.

Andere Dinge sind weniger leicht zu beurteilen und zu bestimmen; es fehlt an Vergleichsstücken gleicher oder auch nur ähnlicher Art. Hier lautet der Spruch einstweilen auf ein *Non liquet*. Aber es verdient bemerkt zu werden, daß diese Fälle selten sind und dazu dienen, das Zutrauen zu einem sicheren Spruch zu erhöhen.

In vielen Fällen ist Echtes und Gefälschtes so kunstvoll ineinander verwoben, daß die Bestimmung der Fälschung oder Verfälschung noch nicht genügt, daß die weitere Aufgabe darin besteht, das Echte genauer zu bestimmen und aus dem unechten Gefüge auszulösen. Damit ist schon manches wichtige Stück der Überlieferung zurückgewonnen. Aber auch die genauere Bestimmung der Fälschung zeigt, worauf es der Zeit ihrer Entstehung vor allem ankam, oft in grellem Lichte. Wir haben ganze Perioden, in denen Fälschungen geradezu Mode waren; sie versetzten gefährdete oder gewünschte Rechtsverhältnisse zu ihrem Schutz in eine möglichst hohe Vorzeit und in den Spruch uralter Gesetzgeber, lassen aber dadurch erst recht erkennen, woran ihre Zeit krankte.

Das Wunderbarste bei dieser Echtheitskritik ist die nicht selten nachträglich gebotene Möglichkeit der *Nachprüfung* ihrer Ergebnisse durch neue Funde, so daß die geschichtliche Methode zwar nicht über das Experiment, wohl aber über eine nicht minder zwingende Kontrolle ihrer Schlüssigkeit verfügt. F. Philippi beanstandete die *Vita Bennonis*, d. h. die im Kloster Iburg entstandene, bis dahin für zeitgenössisch gehaltene Biographie des Bischofs Benno von Osnabrück, eines Freundes Heinrichs IV, wegen einiger Wendungen und Beziehungen, die deutlich auf das späte 16. Jahrhundert wiesen. Scheffer-Boichorst nahm die Vita ihrem Kern nach als echt in Anspruch. Als nicht lange danach Breslau einen bis dahin unbekanntem Text gefunden hatte, stellte sich heraus, daß beide recht hatten; diesem Text fehlten jene an sich von Philippi mit Grund beanstandeten Stellen; aber er gab im übrigen um so weniger Anlaß zur Verwerfung, so daß auch Scheffer-Boichorst mit seiner Verteidigung der Vita im Recht geblieben war.

Aber wie vieles ist nicht für diese Kritik Voraussetzung! Das Bestimmen einer Münze, einer Handschrift, einer Urkunde kann unter Umständen auf den ersten Blick zutreffend erfolgen. So leicht haben es die Fälscher ihrem Kritiker meist nicht gemacht, daß er das ganze Machwerk gleich zu durchschauen vermöchte.

Werfen wir einen Blick auf das Rüstzeug des Historikers beim Bestimmen und Beurteilen seiner Denkmäler. Das Rüstzeug ist zum Teil uralt, zum Teil ganz jungen Datums. Beides vereint steigert die Zuverlässigkeit der Arbeit. Die Wissenschaft rankt an sich selbst empor; für jeden neuen Trieb braucht sie die Lebenskraft des Ganzen.

Wir beschränken uns auf die weitaus wichtigste Gruppe aller Überreste der Vergangenheit, auf die *Schriftwerke*. Denn erst mit ihnen beginnt die wahre Geschichte. Die namenlosen Skelette und Reste unserer Hünen- und Reihengräber mögen sich nach Schädelbau und Fundstücken, nach Grabanlagen und Beigaben in große Gruppen teilen und vielleicht mit der Bevölkerung unseres Jahrtausends in Beziehung setzen lassen. Wir mögen ihre Kunstfertigkeit und die Strenge ihrer Sitte, das Institut der Einbe und wohl gar eine Ahnung der sozialen Gliederung aus ihren Gräbern ablesen — im Grunde bleiben sie für uns stumm.

Aber eben da, wo die Schrift beginnt und die unmittelbare Verbindung herstellt zwischen uns und einer Jahrtausendfernen Vergangenheit, da gilt es, eben diese Schrift oder diese Schriften zu beherrschen und zu meistern. Glückliche Funde und Doppelinschriften haben uns meist dies Verständnis geschenkt. Aber die Überlieferung ist auch in ganz junger Zeit noch von eigenwilliger Spröde. Der diplomatische Dienst bedient sich der Geheimschriften verschiedener Systeme — am meisten der Chiffren (Ziffern), d. h. der Zahlen als Buchstaben; allein es ist klar, welche Zweifel bleiben, selbst bei einfacher Lage, wenn 24 Buchstaben mit 9 Zeichen (bei einer Nonvalente) ausgedrückt werden sollen. Vollends, wenn man sich erst Schlüssel konstruieren muß, können die Schwierigkeiten zeitweilig unüberwindlich scheinen. Schließlich zwingt die wissenschaftliche Inquisition auch dem hartnäckigsten Leugner noch sein Geheimnis ab.

Dann die Sprachen! Auch wenn wir den Text entziffern können, vermögen wir noch nicht den Sinn zu lesen. Wir finden die etruskischen Denkmäler in lateinischer Schrift, aber wir verstehen sie nicht. Doch ist der Fall selten. Die Sprachen alter und junger Kulturvölker sind uns sonst geläufig. Freilich ist auch diese Welt fast unbegrenzt: innerhalb der großen Sprachfamilien, welche Fülle der Abschattierungen, selbständiger Mischungen und Ausgestaltungen! Wir haben uns gewöhnt, nach den Sprachen die Nationen und Kulturen zu scheiden, und binden hier Geschichte und Philologie zusammen. Die Philologie im tiefsten Sinne erschließt so mit ihren Mitteln Volkstum und Kultur, Geschichte und Gegenwart. Sie lehrt aber auch das tief Persönliche jeder Sprache und bewahrt vor dem Irrtum, daß Wortübersetzung auch Verständnis sei. Daher ist doppelt Vorsicht geboten mit Quellenstellen im Unterricht — zumal, wenn sie aus dem Zusammenhang gerissen sind.

Jedes Schriftdenkmal hat seine Eigenheit und beschließt in sich seine Aufgaben. Stellt man sich aber vor, welche Millionen von Denkmälern in unseren Archiven und Museen schon verarbeitet liegen, so gewinnt man eine Ahnung von dem ungeheuren Umfang wissenschaftlicher Vorbereitung, die bereits geleistet ist und nun in den Folianten, Quartanten und Oktavbänden unserer Bibliotheken aufgespeichert liegt. Von der Erfindung der Buchdruckerkunst an, die in jene aufgewühlten Tage des Humanismus fiel, können wir auch den Anfang wissenschaft-

licher Literatur datieren. Noch benutzen wir Ausgaben und Kritik jener Bahnbrecher, wo wir die Handschriften nicht mehr besitzen.

Eben diese Tatsache führt uns noch tiefer hinein in die mannigfachen Formen unserer Überlieferung. Wir begnügen uns nicht mit dem Besitz der Originale oder, wenn diese verschollen sind, der Kopien oder Drucke. Wir wollen ihr Verhältnis zueinander und damit den Grad ihrer Zuverlässigkeit kennen; denn wir wissen auch, daß ein Denkmal in allen seinen Überlieferungsformen, echten und verfälschten, Originalen oder Übersetzungen, Wirkungen ausgeübt haben kann. So sprechen wir von der *Überlieferungsgeschichte* jeder Urkunde, jedes Schriftstellers, jedes Denkmals, und dieser Begriff enthält Forderungen ersten Ranges an den wissenschaftlich geschulten Historiker.

Er muß sich Rechenschaft darüber geben können, welche *Stufe* der Überlieferung er in Händen hält. Er benutzt einen Druck aus dem Jahre 1922, der zurückgeht auf eine Originalausgabe von 1873, dieser Druck auf eine Handschrift, der wieder der Abklatsch eines Gelehrten von einer nordafrikanischen Inschrift zugrunde lag. Diese Inschrift aber sagt nur aus, daß sie gefertigt sei nach einem Schriftsatz aus Rom, vermittelt durch Wachstafeln, die in Zeiten sorgfältiger Herstellung zur Sicherung ihres Textes und seiner Übereinstimmung mit dem Original verschnürt und versiegelt waren. Das Original aber lag bei den Akten des Senats. So klettert die Überlieferungsgeschichte vom modernen Druck hinauf zum verlorenen aber bestimmbar Original. Oft sind alle Glieder einer solchen Überlieferung noch vorhanden, meistens nur wenige oder nur eines. Aber durch die Kette aufwärts berühren wir mittelbar die ältesten Zeiten.

Freilich viel mehr noch als in dieser Gewißheit liegt historische Stimmung, engste Fühlung mit der fernsten Vergangenheit selbst in den *Originalen*. Der junge Historiker, der mir einmal sagte, er sei für sein Leben der Geschichte gewonnen, als ich im Seminar eine *Originalurkunde Barbarossas* vorlegte, war kein Romantiker, sondern auf etwas wissenschaftlich Wesentliches richtig eingestellt; es bedeutete ihm auch etwas, daß die Augen Barbarossas auf diesem Pergament geruht, seine Hand es berührt und dieses Wachssiegel von dem Kleinod geprägt war, das Rainald von Dassel am Halse trug.

Welche Schichten liegen nun zwischen einem modernen Druck des *Neuen Testaments* in deutscher Sprache und der Uraufzeichnung

des Matthaeus? Zwischen dem Katechismusstück der 10 Gebote und den ersten Gesetzestafeln? Wer heute das alte Recht der salischen Franken, die *lex Salica*, benutzt, muß sich Rechenschaft geben von den drei oder vier großen Handschriftenklassen, die Texte recht verschiedenen Wortlauts und Aufbaus bieten und selbst Zeugnisse sind von dem einstigen Leben dieses Rechtsbuchs.

Von dieser Stufe der Erkenntnis aber suchen wir noch tiefer in das Geheimnis unserer Texte einzudringen. Wir begehren nicht nur ihre Überlieferung, sondern auch ihre Entstehung zu erkennen.

In jeder Schule erwähnt man den Augsburgerischen Religionsfrieden vom Jahre 1555, dessen Inhalt nicht leicht verkehrter wiedergegeben werden kann, als durch die Formel *Cujus regio ejus religio*. Das historisch Wichtigste ist vielleicht noch nicht einmal die Friedensformel, sondern die Fülle der besonderen Bestimmungen und Unklarheiten, die wieder nur aus der Entstehung dieses Friedens zu begreifen sind. Die letzte Fassung vom 25. September ging zurück auf eine königliche EntschlieÙung, und für diese waren wieder Entwürfe und Vorschläge maßgebend, die seit vielen Monaten aus den Beratungen der Kurfürstlichen und Fürstlichen, der Augsburgerischen Konfessionsverwandten und der Altkirchlichen hervorgegangen waren. Es liegt auf der Hand, daß die Meinung der Parteien nur aus diesen Verhandlungen zu erschließen ist. Nicht anders steht es noch heute um die „Meinung des Gesetzgebers“.

In solchen Erwägungen liegt auch der tiefere Sinn der Berücksichtigung von Konzepten neben den Originalen. Da ist mancherlei gestrichen oder zugesetzt, was die tieferen Gedanken des Verfassers besser erkennen läßt als die endgültige Redaktion, die sie vielleicht nur verhüllen sollte.

Selbst in die Zwiespältigkeit der EntschlieÙungen gewinnen wir aus dem Befund der Akten noch nach Jahrhunderten merkwürdige Einblicke. Herzog Erich I von Calenberg, Gemahl der brandenburgischen Elisabeth, schwankte zeitlebens zwischen der kaiserlich-katholischen Politik, die ihn zum Nürnberger Bunde trieb, und der protestantisch-schmalkaldischen Politik, der seine Gemahlin beizeiten zuneigte. In seinem Archive ruht noch heute eine Zustimmung zum Nürnberger Bund, in aller Form unterschrieben, aber offenbar nicht abgegangen; abgegangen dagegen ist das Schriftstück, das das Gegenteil

bezeugt. Soll ich die Beispiele häufen? Die Entstehung der *Emser Depesche* und zahlreicher moderner Akten? Überall ist das Entscheidende, zu sehen, wie ein welthistorisches Aktenstück, wie ein Vertrag, ein Friede entstanden ist, um seine Tragweite zu verstehen.

Dazu gehört nun freilich nicht nur die sorgfältige Beschäftigung mit seiner Entstehung, sondern auch ein historisches Verständnis für das *Formhafte*. Bei allen Urkunden ist es offenbar wesentlich, zu wissen, welche Teile nur dem hergebrachten Stil entsprechen, Zeitkostüm darstellen, also getrost „abgehoben“ werden dürfen, wenn man das sachlich Erhebliche erfassen will. Ja, das worauf es einer Zeit ankam, wird man erst nach Entfernung nicht nur des rein Formelhaften, sondern auch aller aus früheren Schriftstücken, oft gedankenlos, übernommenen Teile ganz klar sehen. Alles in allem: Geschichte und Wesen eines Textes müssen dem Historiker, der ihn mit Nutzen verwerten will, kristallklar vor Augen stehen.

Wenn nun schon Überlieferungs- und Entstehungsgeschichte einzelner Urkunden und Akten unendlich verwickelt sein kann, wie viel mehr erst das *Wesen* der sogenannten erzählenden *Quellen*. Sie teilen mit den urkundlichen Quellen, daß sie (wenn auch nicht in derselben Art offiziellen, rechtlichen Charakters) doch auch selbst Stücke irgendeines vergangenen Lebens sind, eben aus der Feder ihres bekannten oder unbekanntes Verfassers, gleich den Entwürfen zu den Reichstagsabschieden oder Frieden. Sie wurden so, wie wir sie haben, irgendwo, irgendwann, von irgend jemand aufgezeichnet; ob Wahrheit oder Lüge, sie sind an sich ein Zeugnis einer bestimmten Zeit. Indessen unser Interesse hängt nicht so sehr an dem einfachen Vorhandensein irgendeiner unkontrollierten Aufzeichnung, sondern an dem, was sie selbst wieder an *Wahrheitsgehalt* bietet.

Dabei ist grundsätzlich kein Unterschied zwischen einem Geschichtsbericht in Keilschrift oder in Hieroglyphen und einem modernen Geschichtsbuch. Die Möglichkeit, Eindrücke, „richtige“ Eindrücke aus dem wirklichen Geschehen zu empfangen, ist ebenso wie die Unbefangenheit in der Aufnahme und die Treffsicherheit in der Wiedergabe dieser Eindrücke zu allen Zeiten individuell unendlich verschieden gewesen.

Immer aber gibt eine Erzählung quantitativ und qualitativ nur das, was dem Erzähler bemerkenswert und darstellungsfähig schien. Es ist

seine Auswahl, seine Auffassung und Beurteilung. Wenn ein klösterlicher Annalist vorwiegend Ereignisse seines Hauses, dazu Wetter, Ernten und Heiligenerlebnisse anmerkt, so ist das offenbar ein höchst enger Ausschnitt aus den Ereignissen seiner Zeit.

Nicht nur das. Der historische Bericht hat auch irgendwie eine hergebrachte Form, so gut wie die Urkunde und das Aktenstück. Auch hier eine starke Tradition der Form als Bindung, wenn auch immer die Möglichkeit besteht ihrer individuellen Durchbrechung. Alle Zeiten haben ihre typischen Darstellungen, ihre typischen Biographien, lehrhaften Geschichtsbücher und Tabellen gehabt, die nach ihren Stilformen die lebendigen Eindrücke erstarrt überlieferten. Bekannt ist, in welchem Umfange die Lebensbeschreibung Karls des Großen aus der Feder Einhards nach dem Muster von Suetons Leben des Augustus gearbeitet ist, so sehr, daß sogar die Körperbeschreibung entlehnt ist. Fehlten dem karolingischen Schriftsteller die Ausdrucksmittel zu einer eigenen Zeichnung der ihm vertrauten Erscheinung? Bestand wirklich eine so große Ähnlichkeit, daß die Beschreibung zur Not übernommen werden konnte? Oder dünkte es dem Einhard allein würdig, den neuen Frankenkaiser im Kolorit des ersten römischen Kaisers darzustellen? Offenbar hängt an der Beantwortung dieser Vorfagen nach den Ergebnissen anderer Beobachtungen über Einhards Arbeitsweise die Entscheidung über die Brauchbarkeit seines Berichts.

Auch damit nicht genug. Die subjektive Darstellung verfolgt auch bewußt oder unbewußt eine Absicht, die den Denkmälern, den Urkunden und Akten als meist zweiseitigen Aufzeichnungen oder einfachen Tatbestandsaufnahmen im ganzen ferner liegt. In der Mitte aber zwischen Akten und Erzählungen stehen die Briefe, die den Schreibenden erkennen lassen, und doch nicht durchaus den Anspruch auf objektive Berichterstattung erheben. So sind auch Geschichtschreiber von offener Parteinahme, wie Brunos Buch vom Sachsenkrieg, unschwer in das Material einer Zeit kritisch einzuordnen, während Lambert von Hersfeld, der weder gregorianisch noch eigentlich sächsisch fühlte, in seiner Parteinahme gegen Heinrich IV und damit in seiner Bewertung oft umstritten ist. Man kann so wenig eine Satire wie einen Panegyricus wörtlich nehmen. Form und Absicht aber müssen erkannt werden, bevor ein Bericht als Quelle verwertet wird. Von Caesar bis auf Ludendorff haben Feldherren ihre Recht-



fertigungsschriften verfaßt und bei allem Anspruch auf guten Glauben die Kritik unters Gewehr gerufen.

Wie aber kann eine solche erfolgen? Wieder auf zweierlei Art. Einmal eben durch Untersuchung einer Quelle auf ihre Entstehung, Arbeitsweise, allgemeine Einstellung und Zuverlässigkeit in kontrollierbaren Fällen. Und zweitens durch jene Art von Vergleichung mehrerer Quellen über dasselbe Ereignis oder dieselben Erscheinungen und ihre Beurteilung nach einem undefinierbaren historischen Taktgefühl, wie es schließlich jeden Schritt des im Halbdunkel wandernden Historikers begleiten muß.

Aber halten wir zunächst an, um zurückzublicken. Gerade entschlossene Vertreter kritischer Geschichtsforschung scheuen diese letzten Schritte; sie gehen nur so weit, wie die Leuchte sicherer philologischer Kritik sie führt. Sie sagen wohl, daß es unmöglich sei, die Geschichte oder auch nur einen Teil der Geschichte einheitlich und lebendig wieder zu gestalten. Man müsse sich begnügen mit einzelnen Einblicken in die Vergangenheit; die wissenschaftliche Forschung könne nichts anderes tun, als die Widerstände hinwegräumen, die in der Überlieferung liegen. Sie habe ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie uns möglichst nahe an die Geschehnisse, an eine Reihe von Vorgängen und Zuständen oder Anschauungen vergangener Zeiten heranbringe.

Wir wollen darauf eingehen, um uns über die Grenzen der wissenschaftlich historischen Erkenntnis völlig klar zu werden.

Zunächst ist es allerdings nicht wenig, durch Sammlung, Beurteilung, Sichtung und Interpretation unserer Überlieferung so unmittelbar den Kontakt mit einer ferneren Vergangenheit herzustellen. Die Lebensäußerungen einer Zeit rein zu besitzen, so unmittelbar irgendeinen Abdruck ihres Wesens in Händen halten zu können — das ist schon nichts Geringes. Denn wenn es uns gelungen ist, echte und reine Texte zu gewinnen, aus Urkunden und Akten, Briefen und Berichten die nachweislich fremden oder konventionellen Formen abzulösen, wenn es uns gelungen ist, das Pathos oder den Schmuck der Rede zu durchschauen, so stehen wir auch auf die weiteste Entfernung wieder als Mensch dem Menschen gegenüber, gleich dem Mitlebenden. Wir unterhalten uns so mit Menschen längst-

vergangener Tage und ganz abweichender Lebensverhältnisse und mögen uns gestehen, daß das, was nun noch fremd und eigentümlich bleibt, als das wirklich Historische, als das zeitlich oder individuell Bedingte anzusprechen ist. So mögen wir Cäsar hören oder Augustus, Augustin, Dante, Machiavelli oder Friedrich den Großen.

Ja, wir haben doch nicht nur derartig vereinzelt Berührungen mit der Vergangenheit. Wir haben ganze Reihen urkundlich oder persönlich gesicherter Punkte, die zusammen höhere Einheiten ergeben, da sie das Bild einer Zeit an so vielen entscheidenden Stellen festlegen — so festlegen, daß alles übrige nur noch als Bestätigung oder unwesentliche Verfeinerung des Bildes erscheint. Es ist offenbar der Grundgedanke von R a n k e s zuversichtlichem Vorwort zur deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation, daß er sich von einer Vervollständigung des Materials wohl eine Verdeutlichung und Ergänzung seiner Darstellung versprach, niemals eine Erschütterung ihrer Grundlage. „Und so schritt ich mutig an die Ausarbeitung dieses Werkes, überzeugt, daß, wenn man nur mit ernstem und wahrheitsbeflissenem Sinn in den echten Denkmalen einigermaßen umfassende Forschungen angestellt hat, spätere Entdeckungen zwar wohl das einzelne näher bestimmen werden, aber die Grundwahrnehmungen doch zuletzt bestätigen müssen. Denn die Wahrheit kann nur eine sein!“

Gegenüber einer übertriebenen Skepsis bleibt also bestehen: da wir einzelne, unmittelbar einwandfreie Überreste selbst ferner Vergangenheiten besitzen und eben dadurch in den Stand gesetzt sind, auch die übrige Überlieferung auf ihren echten Kern zu prüfen, dürfen wir sagen, daß wir am Ende eine Fülle ganz gesicherten Materials besitzen und gewisse Tatsachen der Vergangenheit über jeden Zweifel erhaben sind. Von der Kaiserkrönung des Jahres 800 und von dem Kriegeausbruch 1914 wissen wir vieles genau, aber gewiß nicht alles, was wir wissen möchten; wir sehen vor allem kaum einem der Nächstbeteiligten ins Herz. Aber tun wir das in der uns umgebenden Gegenwart? Und bietet nicht die Geschichte am Ende Hilfsmittel, die uns doch mehr lehren als selbst die eigene Erfahrung?

Damit kommen wir zurück auf jene sogenannte höhere historische Kritik, auf die Aussichten des Strebens, noch tiefer in die inneren Kräfte der Vergangenheit einzudringen, ihre subjektiven Äuße-

rungen bis auf ihren objektiven Gehalt zu durchdringen. Es ist zunächst die Technik des Zeugenverhörs, die nicht nur für die Echtheitskritik einzelner Denkmäler oder Sätze, sondern in höherem Sinne auch gegenüber ganzen Tatbeständen anwendbar ist. Durch dies kritische Verfahren wird das gesichtete Material erheblich erweitert, die Zahl der festen Punkte vermehrt, der Zweifel im ganzen gemindert. Was sich dabei dem sorgsam vordringenden Forscher darstellt, ist wie jenes wundervolle Schauspiel der photographischen Platte, die sich unter dem Entwickler immer feiner auszeichnet, bis das ersehnte Bild lebendiger Wahrheit sich vollkommen entschleiert.

Aber was ermutigt uns, aus den doch immer noch vereinzelt, wenn auch noch so massenhaften Zeugnissen auf eine lebensvolle, vergangene Wirklichkeit zu schließen und sie mit der lebendigen Seele der eigenen Wirklichkeit zu begaben?

Nicht mehr und nicht weniger, als uns ermutigt, überhaupt eine Welt außer uns aufzubauen und mit unserer eigenen Seele zu beseelen. Diese letzte historische Kritik ist vollends nichts anderes als die „Kritik der Mitteilung“ überhaupt. Auch aus den Worten des Freundes müssen wir seine Meinung und das Bild seines Wesens erst in uns gestalten. Stets muß mehr gehört werden, als gesagt wird — alle Mitteilung, alle Sprache ist Abkürzung, und unseren Schlüssen liegt schon im täglichen Leben die apriorische, erfahrungsgemäß nicht nachzuprüfende Annahme zugrunde, daß die anderen Menschen beseelt und geartet sind wie wir selber, daß ihren Äußerungen analoge Empfindungen entsprechen wie bei uns.

Also, die Fehlerquellen, die möglichen Mißgriffe in den Schlüssen sind bei der historischen Mitteilung nicht größer als bei der gegenwärtigen. Ja — und damit ist für die historische Erfahrung etwas Großes ausgesagt — sie sind geringer, weil längere Reihen vorliegen, weil auf weitere Erstreckungen das wirkliche Verhältnis der Menschen, die Folgen ihrer Äußerungen und früheren Handlungen vorliegen; weil das historische Material sich selber stärker kontrolliert als die begrenzte Beobachtung. Deshalb darf man sagen, daß die historische Erfahrung reiner und sicherer sei als die individuelle. Der Satz der Aufklärung, *l'histoire n'est qu'une fable convenue*, darf heute nur noch als das Wort eines Unwissenden bezeichnet werden.

Wenn gleichwohl immer wieder die Wissenschaft ein großes Maß von Unsicherheit und Zweifeln beherrscht, so tragen die Hauptschuld daran jene eitlen Forscher und Darsteller, die ihren Ehrgeiz darin suchen, überkommene Wahrheiten insgesamt zu stürzen, um der lieben eigenen Entdeckungen willen, die doch nur kleinere Verbesserungen unserer Erkenntnis zu sein pflegen, und auch die noch von zweifelhafter Güte. Denn auch die Fortschritte der Wissenschaften bewegen sich meist nicht in Katastrophen.

Ich fasse zusammen. Die ungeheure Hinterlassenschaft der Vergangenheit bildet das Material für den forschenden Historiker. Seine vornehmste Aufgabe ist, für die Gebiete seiner Wahl dies Material zu kennen; soweit es noch nicht gesichtet und beurteilt ist, es richtig einzureihen und kritisch so zu säubern, daß eine deutliche Vorstellung gewonnen wird von dem, was zwischen jener Vergangenheit und uns liegt; daß der Weg zur ursprünglichen Form der Mitteilung frei liegt. Dann steht der Historiker vor den geöffneten Türen der Vergangenheit, die zu ihm spricht wie seine Gegenwart.

Aber wie gestaltet der Historiker aus diesen Mitteilungen lebendige Geschichte? Viele schon haben das heilige Land betreten. Aber wenn sie davon berichten sollten, versagte ihnen die Sprache. Wir gingen aus von der Trennung von Forschung und Gestaltung. Ob diese Scheidung in ihrer ganzen Härte zu halten ist, muß sich zeigen.

## II. Geschichte als Gestaltung

Das Wesen des wissenschaftlich geschulten Historikers wurzelt im Qualitätsgefühl für die Überlieferung. Ihm ist zur Natur geworden, geschichtliches Wissen zuerst in dieser Bedingtheit zu sehen. Insofern dieses Qualitätsgefühl das ausmacht, was ihn unterscheidet vom Liebhaber geschichtlicher Studien, vom historisch interessierten Laien, ist auch auf unseren Universitäten die wissenschaftliche Erziehung vor allem zunächst auf diesen Punkt eingestellt.

Kenntnis und Beurteilung der Überlieferung machen den jungen Historiker zugleich sicher und bescheiden. Er kennt die Grenzen seines Wissens und weiß, wo wir nichts wissen können; er kennt aber auch umgekehrt jene Fülle reichsten und feinsten Materials, das uns an anderen Stellen ganz nahe an die vergangenen Wirklichkeiten heran-

2\*

führt, näher und zugleich umfassender, als es den Zeitgenossen beschieden sein konnte. Dies Qualitätsgefühl für Überlieferung aber kann nur in strenger, methodischer Schulung gewonnen werden. Deshalb die Unentbehrlichkeit unserer philologisch-historischen Seminare und unserer großen kritischen Vorlesungen. Deshalb auch die unerläßliche Forderung, daß als Erstlingsarbeit kein Geschichtsbild oder philosophisches Gemälde, sondern die trockene Werkstattarbeit kritischer Untersuchungen geleistet wird.

Die Frage ist nun, ob wir an dieser Schranke stehenbleiben sollen, ob wir, die Schlüssel in Händen, die Pforten zu den tieferen Erkenntnissen öffnen und ihre Schwellen überschreiten dürfen. Wir tun es längst. Allein, wenn wir uns anschicken, aus Überlieferung „Geschichte“ zu machen, so dürfen wir uns darüber nicht täuschen, daß wir mit diesem Entschluß auch die Schwellen der reinen Wissenschaft überschreiten und mit der Gestaltung übergehen ins Reich der Kunst.

Hier hört jene ganz sichere, ganz einwandfreie, von Lust und Laune unabhängige Methode auf. Es beginnt die Welt des Subjektiven in Auswahl und Auffassung und Wiedergabe. Alle Gestaltung ist Kunst, nicht Wissenschaft; deshalb ist sie jeder Wissenschaft beigemischt oder eingepflanzt — nirgends mehr als der Historie.

Menschliche Dinge, ja das Leben selbst, können wir immer nur im Gleichnis fassen. Alle Bedingungen inneren Verständnisses, alles, was wir Kongenialität der Auffassung nennen, aber auch alle Form des Ausdrucks — Auswahl und Steigerung. Gegensatz und Ebenmaß, Disharmonie und Auflösung, alle Folgerichtigkeit der Gedankenführung, alle Bildmäßigkeit der Sprache, dienen nur dazu, beim Leser oder Hörer Leben zu erzeugen, sein Inneres so zu erregen und zu nähren, daß seine Einbildungskraft aus sich die gleichen Bilder und Vorstellungen wiederbringt.

Hier ist natürlich nicht mehr Wissenschaft, und es behält sein Bewenden bei jenem Worte Wilhelm v. Humboldts: „Das Talent des Geschichtschreibers ist dem poetischen und philosophischen nahe verwandt, und bei dem, welcher keinen Funken dieser beiden in sich trägt, möchte es sehr bedenklich um den Beruf zum Historiker aussehen.“

Ja, Humboldt zögert nicht, fortzufahren: „dies gilt nicht bloß von der Geschichtschreibung, sondern auch von der Ge-

s chichtsforschung“. Das aber heißt: schon die sinnvolle Forschung ist nicht denkbar ohne die vorweg gestaltende, Leben aufspürende und erkennende Phantasie. Nur muß man ihn umgekehrt dahin ergänzen, daß auch die ihrem Wesen nach künstlerische Gestaltung gebunden bleibt an den kritisch gesichteten Stoff, aus ihm erwachsen muß in rationaler Strenge.

Hier aber stoßen wir auf ein Grundproblem, über das die naive Geschichtsbetrachtung gar zu leicht hinweg zu gehen pflegt. Bedarf es wirklich erst noch der geschichtlichen Gestaltung? Gilt es nicht nur eine höhere Stufe der Forschung, nämlich mit denselben kritischen Mitteln aus der Geschichte ihre eigenen Gestaltungen herauszuholen. Ist die Geschichte nicht der ungeheuere und zwingende Zusammenhang aller menschlichen Dinge in bewegter Gliederung. Oder was ist die „Form der Geschichte“?

Ist es so, daß die Geschichte in all ihrem Ablauf im Grunde nur eine einzige Form, eine einzige Wesensart besitzt, und daß es nur gilt, wie Humboldt sagt, „in jeder Begebenheit die Form der Geschichte überhaupt aufzuweisen“, das wäre also, nur eine Vorstellung von dem Wesen des Geschehens zu geben? „In ihm liegen das Gefühl der Flüchtigkeit des Daseins in der Zeit und der Abhängigkeit von vorhergegangenen und begleitenden Ursachen; — dagegen das Bewußtsein der inneren geistigen Freiheit“, aus der immer neue Antriebe des geschichtlichen Lebens entspringen.

Ist diese Form der Geschichte ihre einzige innere Struktur, ihre einzige Wahrheit? Ein ewiger, ungestalteter Fluß der Geschehnisse, nur von demselben Wesen und Ablauf? Ganz offenbar ist das auch Humboldts Meinung nicht, wenn er an anderen Stellen das Bild der Wolke wagt, deren Umriß erst auf weite Sicht Gestalt gewinnt, während sie dem Nahestehenden ein wirrer Nebelballen ist. Er spricht von den „Ideen“ als dem wesentlichen Inhalt der Geschichte; von dem „Streben einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen“, und demgemäß von der Aufgabe des Geschichtschreibers, „die in der wirklichen Erscheinung verdunkelte innere Wahrheit offenbar zu machen“.

Womöglich das ganze Weltgeschehen in seiner Wesenheit zu erfassen? Das wäre die Erkenntnis des Schöpfers selbst! In dieser Richtung dürfen wir uns bewegen. Das ist unsere Gnade.

Bleiben wir aber bei dem irdisch Erreichbaren, so wäre die allgemeine Aufgabe des Historikers, in dem immer wesensgleichen Strom des Geschehens an immer neuen Beispielen die Form der Geschichte überhaupt aufzuweisen; die besondere und höhere Aufgabe des Historikers dagegen, in ihr die verborgenen letzten Ideen zu entdecken. In beiden Fällen bleibt die Frage, ob der historische Prozeß sich eindeutig abhören läßt oder ob nicht vielmehr das „unlernbare“ künstlerische Geheimnis des Historikers mit Simmel darin zu suchen ist, daß er „die Zufälligkeit des eigenen Erlebens in ein allgemeingültiges Geschehen wandle“?

Die wichtigste Frage bleibt, ob und wie die Geschichte selbst gestaltet ist, ob sie sich rhythmisch oder in erkennbaren Formen und Ideen bewegt oder nicht.

Die Geschichte ist nicht ungegliedert. Die Zeit selbst, in der sie sich abspielt, bringt ihre Gliederung mit sich in Jahre und Tage. Jahrbücher oder Annalen und Tagebücher sind äußere Formen der Geschichte, die von den Sternen selbst bestimmt scheinen. Und wenn die Jahresfolge bei Thukydides wieder nach Sommern und Wintern geteilt ist, so liegt darin sogar eine starke natürliche Gliederung seiner Kriegsgeschichte. Ob man die Jahrbücher an eponyme Beamte, an Konsularfasten anschloß oder an Ostertafeln, wie später, bleibt sich gleich — das sind nur wechselnde Bezeichnungen des im übrigen gleichen Gehäuses. So verfahren auch die Magdeburger Begründer der Kirchengeschichte, die Centuriatoren, als sie die Geschichte nach Jahrhunderten, nach Centurien, ordneten. Nicht anders faßte Machiavelli die jüngste Vergangenheit in seinem Decennale, dem Werk der zehn Jahre, oder R. M. Meyer die Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert, indem er sie, nach dem Wort eines geistreichen Kritikers, kurz entschlossen in Scheiben von zehn Jahren schnitt.

Sind das innere Einheiten? Oder nicht vielmehr nur Koordinatensysteme, in denen man die zeitlichen „Orter“ eindeutig zu bestimmen hofft? Unzweifelhaft, die vergangene Wirklichkeit selbst ist so wenig geformt und gestaltet wie die gegenwärtige. Es gibt auch keine Perioden. Sie sind nur Gitter, die wir über die Dinge ziehen. Es gibt in Wahrheit weder Altertum, noch Mittelalter, noch neue oder neueste Zeit, und jede

Stoffverteilung, die uns von diesen Schemen befreit, ist ein Verdienst. So gibt es auch keine *Weltperioden*, weder nach dem Schema der *Weltreiche*, noch der Kultur- und Zivilisationsreihen *Spengler*scher *Observanz*.

Ich habe einmal in einer Rede über das „*Werden der Renaissance*“ versucht, die Geschichte eines solchen Periodenbegriffs von Grund aus aufzudecken. Da stellte sich heraus, wie die Zeitgenossen nicht einmal die vorausgesetzte räumliche Einheit empfanden, vielmehr jeder Stadtstaat sein Geschichtsbild isolierte und diesem Bild erst den Stil der geschwätzigten Chronik, dann das klassische Vorbild des *Livius* gab und die eigene reiche Geschichte schematisch in eine Folge von Kriegstaten und Triumphen auflöste, die für das alte bäuerlich-kriegerische Rom angemessen gewesen sein mochte, für diese in Handel und Kultur blühenden Gemeinwesen der *Renaissance* aber gänzlich verfehlt war. Nur das eine bemerkten schon die Zeitgenossen, daß sie sich in einer großen Umbildung der Kultur befänden, wenn auch die einen die neue Zeit mit den durchbrechenden *Studia humanitatis*, der erneuten Beschäftigung mit den alten Dichtern und Historikern, begannen, die anderen dagegen mit dem Auftauchen einer mehr naturalistischen, der klassischen Tradition entgegengesetzten bildenden Kunst — was auch in bezug auf den Anfang der Bewegung um fast ein Jahrhundert auseinanderführte.

Gewiß gab es auch eine tiefer liegende, früh empfundene, wenn auch nicht zur Periodisierung verwandte innere Einheit. Der uralte, oft erneute Gedanke geistiger Wiedergeburt war früh in radikalen Ordensgründungen und romantischen Stimmungen einzelner lebendig, dann (auf einem völlig anderen Boden) als *Reformatio ecclesie in capite et membris* im Sinne von Finanz- und Verwaltungsreformen aufgegriffen, um bald durch die Humanisten jene Wendung auf die echten Quellen und durch *Luther* die ganz neue Losung auf das reine Evangelium zu gewinnen. Allein es war doch eine ungeheure Verallgemeinerung und souveräne Gestaltung, als *Jakob Burckhardt* daraus den Periodenbegriff der *Renaissance* prägte. Er, nur er, ist Schöpfer dieses zusammenfassenden Begriffs in dieser weiten Fassung vom 13. bis 16. Jahrhundert, und es mutet merkwürdig genug an, in wie gläubiger Hingebung die Kritiker von rechts und links seitdem um Inhalt und Grenzen dieser Periode markten, ohne sich volle Rechenschaft zu geben von der freien



Schöpfung dieses Begriffs durch eine künstlerische Tat. Es war wohl im Sinne Humboldts, daß Burckhardt hier eine große Einheit zusammensah — diese Idee aus dem amorphen Grau des Geschehens als fest umrissene Form erlöste.

Das Beispiel mag genügen. Oder soll ich von Kaiserzeit, Reformation, Gegenreformation und „Absolutismus“ ähnliches darlegen?

Und doch gibt es eine zeitliche Einheit von zwingender Wahrheit. Das ist das einzelne Menschenleben. So stehe ich nicht an zu behaupten, daß die strengste Form der Geschichte die Biographie ist. Hier gibt es Anfang und Ende und innere Einheit. Die Selbstbiographie kann auch dem ungeschichtlichen Dasein gelten. Sie spiegelt gerade in ihren ältesten und berühmtesten Beispielen, in den Bekenntnissen Augustins, wie bei Dante und Petrarca und Rousseau vornehmlich ein bewegtes Innenleben, entstammt dem gepreßten Herzen als ein erweitertes und abgerundetes Tagebuch. Die Biographie dagegen, das Lebensbild, ob es nun von der moralischen oder von der politischen Absicht getragen wird, ist stets abgestimmt auf das Leben unter Menschen; sie ist nicht immer, aber meist (wenn auch unter wechselnden Maßstäben) das große, vorbildliche, bewunderte Leben. Deshalb ist sie ihrem Wesen nach auf Wirkung berechnet, verlangt von Natur große, weithin sichtbare Konturen. Die Biographie steht in Predigt und Unterricht, sie ist wie ein Testament, und wie der Panegyrikus höfischer, das Heiligenleben kirchlicher Entstehung ist, so haftet an den Lebensbildern noch der Fürsten und Väter der Reformationszeit etwas von der doppelten Stimmung. Wenn die preußischen Regulative von 1854 die Bilder der Fürsten, Feldherren und Reformatoren auf die vaterländischen Gedenktage verteilten (als damals noch einzige Form der Schulgeschichte), so mag diese Einseitigkeit vielleicht erklären die Schärfe der Reaktion. Allein das Lebensbild bleibt wirklich die faßlichste und zugleich ergreifendste geschichtliche Einheit, und es ist mehr als falsch, daß es das Gegenteil sei von Geschichte. Gewiß, das Ebenmaß, das den einzelnen in die unendliche Kette der Verursachungen stellt, scheint gesprengt zugunsten einer heroischen Überhöhung, die nicht jedes Leben eines Industriellen, Pädagogen oder Gelehrten verträgt. Auf der anderen Seite aber ist kein Zeitmaß sicherer und keine Form der natürlichen menschlichen Auffassung mehr entsprechend. Ja, bei richtiger Fassung des einzelnen läßt sich gerade im Rahmen der Bio-

graphie jenes Kernproblem der geschichtlichen Bewegung, das Verhältnis von Einzelpersönlichkeit und Masse, am vollkommensten zur Behandlung bringen.

Wie das Leben uns umflutet, dem einzelnen die Aufgaben stellt und in günstigen Augenblicken auch in stürmischer Erregung dem Gebot des einzelnen zu gehorchen scheint gleich dem See von Genezareth, so ist auch der strömende Fluß des geschichtlichen Lebens, das ungeheure Schauspiel ringender Menschenseelen mit ihrem Schicksal, das ihnen bald in Gestalt anderer Menschen, bald widriger Umstände, bald schwerer, blöder oder eigensüchtiger Beharrung entgegenstrebt, bald den einzelnen erbarmungslos in seinen rauschenden Strudel zieht, nur im großgefaßten Lebensbild zu meistern.

So sind denn auch die Formen der Biographien zeitig angewandt auf die nächstgrößeren Einheiten. Kloster- und Landesgeschichten bauen sich aus Biographien auf. Interessanter und tiefer die Prägung einer ganzen *Volksgeschichte* nach den Kategorien des individuellen Lebens. Wenn Florus seine römische Geschichte nach *infantia, adolescentia, juvenus, senectus* gliederte, so hat er damit denselben Gedanken ergriffen, der noch heute in dem Begriff vom Altern der Nationen lebt und nicht zu trennen ist von jener Lieblingsvorstellung des romantischen Zeitalters von der *Volkseele* als einer bald mystisch vorgestellten, bald nur als Subjekt aller typischen Äußerungen eines einheitlichen Kulturvolkes gedachten Gemeinseele, Quelle von Recht und Rede, Sitte und Poesie. Volkslied und Volkskunst waren so gedacht. Auch *Lamprechts* psychische Zeitalter waren so gemeint, so hart und äußerlich die Sache auch herauskam, und so wenig der vielfach hergebrachte Inhalt seiner Kapitel dieser Richtung auf Vergeistigung entsprach.

Die Geschichte eines Volkes ist unzweifelhaft eine darstellbare, nach Schauplatz und Träger geschlossene Einheit, und es darf billig wundernehmen, daß etwa in unseren Lehrplänen die „*Deutsche Geschichte*“ als Einheit so sehr zu kurz kommt. Die älteren Regulative hatten wohl Landesgeschichten, die neueren haben natürlich die preußisch-deutsche Geschichte betont, aber im allgemeinen kaum ausgelöst aus der umfassenden Universalgeschichte. An sich ist das ja richtig, und Geschichte der auswärtigen Politik ist sonst schwer ins Gleichgewicht zu bringen. Allein man begibt sich doch eines mächtigen

Hebels kulturellen und staatlichen Einheitsgefühls mit dem Verzicht auf eine ausgesprochen vaterländische Geschichte! Und welche Geschichte könnte bei einiger Pflege auf gleich viel inneres Verständnis rechnen?

Ist es nicht das eigene Blut, was da litt und triumphierte; nicht der eigene Boden Zeuge aller Leiden und Taten? Und wenn der Lernende später errötet in der Erinnerung an die Schwäche und Kleinheit seiner Vorfahren, die Tugend und Verschlagenheit der Fremden, so ist das nicht die schlechteste Erziehung. Nimmt man aber alles zusammen, die Bilder der Einzelpersonlichkeiten im Rahmen der großen Lebensgeschichte eines Volkes — welche Möglichkeiten einheitlich aufgebauter und einheitlich empfundener Gestaltung! Sollte man der deutschen Jugend diese Herrlichkeiten vorenthalten von Hildebrand über Barbarossa und den Löwen, über Luther und Oranien bis auf die Arndt und Stein und Bismarck? Die großen Männer, die wirklich Meister der Geschichte waren, werden auch in Zukunft die Kernfiguren des historischen Unterrichts bleiben.

Die größere Einheit aber, mit der wir seit den Tagen Rankes vertraut sind, ist die „Geschichte der romanischen und germanischen Völker“, die auf Rankes Erstlingswerk von 1824 gar nicht einmal gut paßte, die aber seinen Gesichtskreis noch lange beherrschte. Man hat für diesen Kulturkreis auch die geographische Bezeichnung des Abendlandes eingeführt — die Welt, die auf dem alten lateinischen Kulturboden erwachsen ist, im Gegensatz zum Morgenland und zur Neuen Welt. Heute ist diese Einheit längst gesprengt durch Wechselwirkungen mit dem Osten und Westen, durch Weltpolitik im allgemeinsten Sinne.

Wenn man früher von Weltgeschichte sprach, so meinte man in erster Linie die *historia profana* im Gegensatz zur Heils- und Kirchengeschichte und begrenzte sie durch diesen Gegensatz auch räumlich.

Indessen, wir sind längst in jene räumlichen Einheiten der geschichtlichen Gestaltung eingetreten, die mit Landes-, Reichs- und Weltgeschichte gemeint sind. Zumal die geographische Einheit des Mittelmeers umschließt wohl auch einen geschichtlichen Zusammenhang, wenn auch keineswegs eine Einheit der Kultur. An den Gestaden des Mittelmeers spülten alle alten Kulturen an, von der frühgeschichtlichen über die orientalischen zu den griechisch-römischen und

fränkisch-normannischen bis auf die jüngsten Mächte. Hier bot der Raum die Einheit.

Geographische Gesichtspunkte hat man neuerdings in noch tieferem Sinne als Elemente der Gliederung in die Geschichte getragen. A. v. Hofmanns Versuch einer Deutschen Geschichte, aufgebaut auf den historisch ausgeprägten Landschaften, nimmt die Bedingungen der geschichtlichen Bewegung in weitem Umfange aus der Struktur der Landschaft, den trennenden Gebirgen oder den festungsartigen Höhengruppen, den offenen Becken mit ihren Randgebieten und Scheiteln, Pässen und Abflüssen. Unzweifelhaft bedeutende Anregungen! Die Durchführung ist noch nicht ohne Gewalttätigkeit und Willkür.

Bleibt die größte Einheit, zeitlich und räumlich, Weltgeschichte auch in räumlichem Sinne. Im Grunde genommen war schon gemeint, dazu providentiell tief durchdrungen, weniger des Augustinus Buch vom Gottesstaat, als die Wiederkehr seiner Gedanken in der Chronik Ottos von Freising, insofern er wirklich die weite Spanne umfassen wollte von der Schöpfung bis zum Gericht und dazu den ganzen christlichen Erdkreis, soweit sein Auge reichte. Heute reicht unser Auge über die ganze Erdkugel, und man spricht schon von planetarischer Betrachtung. Aber es ist einstweilen noch nicht davon zu reden, daß auf dieser Weltbühne bereits ein Spiel mit gleichwertigen Rollen dargeboten würde. Noch berühren ungeheure Gebiete dieser Welt weder die Kultur noch die Geschehnisse der Menschheit anders als durch ihr passives Dasein.

Mit Perioden und räumlichen Einheiten sind nun die Probleme der möglichen und tatsächlichen Kategorien der Gestaltung keineswegs erschöpft. Daß einzelne Reihen aus der allgemeinen oder aus der Geistesgeschichte ausgelöst werden können als Geschichte der Kirchen oder des Rechts, der Kunst oder Musik, bedarf keiner Erwähnung. Sie werden natürlich immer etwas naturwissenschaftlich Isoliertes haben und ihren Sinn in dem Eigenleben der Ausdrucks- und Organisationsformen finden müssen; aber bei allen Gefahren z. B. der rein formalen Kunst- oder Rechtsgeschichte haben sie sich als notwendig erwiesen und behaupten sich in ihren Grenzen und Sonderzwecken. Dagegen gehört scheinbar zu den für uns wichtigsten Fragestellungen die einst

so lebhaft umstrittene Kontroverse: Politische oder Kulturgeschichte. Denn in jedem Falle dachte man darin wirklich die Fülle des geschichtlichen Lebens in eins zu fassen. Heute sind wir geneigt zu sagen, daß es ein Streit um Worte sei; denn ebensogut kann eine Kulturgeschichte die politischen Erscheinungen sich ein- und unterordnen, wie es etwa J. Burckhardt in der Kultur der Renaissance mit starker Betonung der staatlichen Grundlagen getan hat — als auch umgekehrt; vertiefte politische Geschichte läßt sich ohne ein Eingehen auf die geistige Kultur im Sinne der geistigen Bewegungen und Kräfte selbstverständlich nicht denken; ich erinnere nur an H. v. Treitschke. Die Frage wird erst brennend, sobald es sich um Unterricht und Lehre handelt; hier wurzelt offenbar das Problem. Kann man die Darstellung in dem einen oder in dem anderen Sinne, wobei es sich immer um eine Angelegenheit des Aufbaus handelt, niemandem verwehren, so kommen für den Unterricht in der Tat ganz andere Gesichtspunkte in Betracht.

Hier gilt: Entweder ist die sogenannte Kulturgeschichte ein äußerliches Spiel oder sie ist als Geistesgeschichte, als Geschichte feiner geistiger Strömungen nur eine Angelegenheit der reifsten Menschen; wogegen die politische Geschichte nicht nur den festeren Aufbau gestattet, sondern auch die elementarsten, menschlich begreifbarsten Vorgänge darstellt. Zudem ist die Belehrung aus der Kulturgeschichte zwar eine wundervolle Augenweide schöner Geister, aber nur die im Wesen politische Geschichte mit ihrem Schicksalsschritt appelliert an die Kraft des politischen und moralischen Willens. So war es doch wohl auch gemeint, wenn auf dem ersten deutschen Historikertage zu München so lebhaft die „Erziehung zur Staatsgesinnung“ durch die Geschichte umstritten wurde. Das Wesen der Geschichte als solcher berührt das natürlich nicht.

In diesem Zusammenhange wäre auch von der Kriegsgeschichte zu sagen, daß sich das gemeinverständliche, ganze Völker treffende Schicksal nun einmal in Kriegen auswirkt, und daß auch die individuellen Tugenden nach dem Urteil aller Zeiten hier am hellsten strahlen. Oder glaubt man im Ernst, daß die Amerikaner, solange sie gesund sind, jemals auf ihren Washington verzichten? So wenig wie wir auf den Großen Kurfürsten, Schwerin, Zieten und Blücher. Zu den Männern aber gehören die Taten und Situationen.

Endlich ein Wort über Geschichte und Soziologie. Ich weiß sehr gut, daß viele unter Soziologie nur entweder ein inhaltsloses Schlagwort oder aber eine für die Geschichtswissenschaft gefährliche Konstruktion verstehen. Demgegenüber habe ich selbst die Hand dazu geboten, der soziologischen Wissenschaft unter gewissen Garantien an einer Universität eine Freistätte zu bieten. Warum soll es nicht auch den Sinn für die Wirklichkeit schärfen, wenn einmal Vergleiche zwischen den Völkern angestellt werden und unbeschadet aller Versenkung in das Singuläre auch die typischen Formen von Krisen, Glaubensbewegungen, Staatsumwälzungen erfaßt werden oder — in dem Streben danach die Unzulänglichkeit der Methode erprobt wird? Man muß sich immer vergegenwärtigen, daß zu Zeiten gewisse Dinge weithin einfach gemacht werden, und daß es mehr darauf ankommt, sie gut zu machen, als sie zu hindern. So würde ich selbst für den Unterricht einen Gewinn darin sehen, daß Studierende das, was an Methoden auf dem Gebiet vergleichender Betrachtung gewonnen ist, kennen, als daß sie aufs Geratewohl einer Stimmung des Tages folgen oder hilflos zusehen, daß andere dergleichen tun. Warum soll nicht auch der Unterricht belebt werden können durch behutsame Vergleiche und Analogien? Nur werden wir uns einstweilen hüten, uns die Fülle und Farbigkeit des individuellen geschichtlichen Lebens durch Abstraktionen nehmen zu lassen, und das Wort Wilhelm v. Humboldts beherzigen: „Überhaupt droht der historischen Treue viel mehr Gefahr von der philosophischen als von der dichterischen Behandlung, da diese wenigstens dem Stoffe Freiheit zu lassen gewohnt ist.“

Kehren wir zurück zu unserem Ausgangspunkt! Da stand die Frage zur Erörterung nach den Gestaltungen der Geschichte, ob sie in ihr selber ruhten und nur erfaßt zu werden brauchten, oder in welchem Umfange sie von dem Geschichtschreiber selbst in den Fluß der Dinge ahnend oder frei hineingetragen werden? Wir fanden weder das erste noch das letzte. Vielmehr blieben Auswahl und Gestaltung im einzelnen das Werk der Kunst, die etwas zusammensieht, was so noch nicht da war, die aber (nicht anders als gegenüber der Natur) gebunden ist an die Gegebenheiten, deren tieferer Zusammenhang durch hingebendes Versenken in den Geist der Geschehnisse begreifbar bleibt. Nicht nur der zeitliche Rahmen, sondern auch gewisse große, unverkennbare Formen des geschicht-

lichen Lebens, unter denen die Persönlichkeiten voranstehen, ermöglichen Gestaltungen objektiver Art. Auch das strömende Lebenselement alles Geschehens, das, was Humboldt die „Form der Geschichte“ nannte, schreibt der historischen Darstellung etwas von Rhythmus und Stimmung vor, das über das Subjektive erhaben ist.

So bleibt auch hier, wie bei der Geschichtsforschung, ein Verhältnis von Verzicht und Zuversicht als letzter Schluß.

Fast nebensächlich erscheint die Frage nach den Mitteln historischer Kunst. Allein wir wollen an ihr doch nicht vorbeigehen. Die Erörterung darüber spielt in unserer Literatur keine große Rolle. Vielleicht ist das gut so, denn die Anweisung zur Kunst bewegt sich meist hilflos zwischen der bloßen Beschreibung bekannter Muster und der leblosen Theorie.

In der Tat kann man keine Regeln geben, und das Urteil aller Zeiten hat sehr verschiedenen Darstellungsformen gleichzeitig die Palme gereicht. Dieselbe historische Einheit kann in verschiedenen Stimmungen, auch in gleicher Grundanschauung mit sehr verschiedenen Mitteln gestaltet werden, ohne an Wahrheit einzubüßen. Wir könnten unter diesem Gesichtspunkt eine Geschichte der Historiographie schreiben, die sich lesen müßte wie eine Geschichte der bildenden Kunst — bald humanistisch dem Kultus des großen Menschen hingegeben, bald schwelgend in der Weichheit des Milieus, oder wieder sehnsüchtig, gleich dem Expressionismus unserer Tage, ausschauend nach den bedeutenden Elementen der Form, nicht ohne die Gefahr der Entseelung in logische Kategorien.

Auf die Gefahr, die Trivialität zu streifen, will ich kurz von diesen Dingen reden.

Justus Möser hat einmal einen Aufsatz geschrieben: Die Geschichte in der Gestalt einer Epopöe. Man sollte meinen, er habe da die epischen Mittel der Geschichtserzählung behandelt. Tatsächlich schwebte ihm bei diesem Thema etwas ganz anderes vor. Er erwog, ob nicht auch der Historiker zur Kürzung langer leerer Reihen sich des Kunstgriffs bedienen sollte, den der Dichter in der Exposition besitzt. Er beginne die Darstellung mitten im fließenden Zusammenhang, um die Vorgeschichte in Rückblicken nachzuholen, nachdem das Interesse

einmal gefesselt und wirklich auf bestimmte Fragen eingestellt ist. Heute, wo uns die poetische Gestaltung mehr als je in der Form des Romans geläufig ist, kennen wir diese Technik nur zu gut, die etwa mit einem Gespräch beginnt und dem Leser nach und nach Personen und Umwelt bekannt macht. Möser dachte daran, die deutsche Geschichte mit Maximilian zu beginnen, die neuen, für seine Zeit noch maßgebenden Reichsordnungen zu schildern und nach Gelegenheit die ganze ältere Geschichte in ihren Hauptzügen nachzutragen. Man hat in neueren Zeiten nicht nur in der Biographie, wie in *Marcks Coligny*, sondern auch in der großen welthistorischen Darstellung ähnliches versucht, wie in *Seecks Untergang der antiken Welt*, der hier mit Konstantin ganz persönlich und lebendig beginnt.

Um den Gegensatz deutlich zu empfinden, vergleiche man mit Seecks erstem Band etwa *Jacob Burckhardts Zeitalter Konstantins* oder die Technik im Aufbau der meisten Werke *Leopold v. Rankes*. Er beginnt gern mit einem allgemeinen Wort, nimmt Idee auf Idee in seine Kette, um nach und nach den farbigen Einschlag dichter und voller zu gestalten und so in den Zusammenhang einzuführen, daß mit Recht gesagt worden ist, man wisse nicht, wo die Einleitung aufhöre und die Darstellung beginne. „Dann rauscht seine majestätische Erzählung an uns vorüber, um sich mählich wieder zu zerfasern und langsam, wie sie begonnen, auch auszuklingen.“

Wie stark im einzelnen die führenden Ideen in abstrakter Charakteristik rational gefaßt oder in tragenden Persönlichkeiten lebendig und irrational zur Darstellung gebracht werden, gehört auch in diese Welt der Formprobleme. Auch innerhalb solcher Gegensätze gibt es unendliche Möglichkeiten. Ich will das nur an einem Beispiel erläutern.

Wie viele von uns verdanken nicht *Dantes* großartigen Bildern das Beste vom Geiste des 13. Jahrhunderts und — obwohl ich nicht zu den Bewunderern gehöre — wie viele schätzen nicht die bewegten Szenen des Grafen *Gobineau* und wissen sich durch ihn sinnfällig eingeführt in die Welt der Renaissance. Und doch ist die für die Dauer wichtigste Prägung dieser Zeit in *J. Burckhardts Kultur der Renaissance* von gänzlich anderer Technik — bei aller persönlichen Belebung in der Anlage so abstrakt, daß die zeitliche Bewegung fast ausgeschaltet scheint aus den Elementen der Geschichte.

Für das einzelne aber der Gestaltung ist mir immer am lehr-



reichsten gewesen, was Leopold v. Ranke 1828 in einer Erwiderung auf Heinrich Leos Angriff geschrieben hat: „Ich habe mich — in dem Versuch, das Allgemeine unmittelbar und ohne langen Umschweif durch das Besondere darzustellen, keinem Johannes Müller und keinem Alten, sondern der Erscheinung selbst anzunähern gesucht, als welche eben so hervortritt: äußerlich nur Besonderheit, innerlich (und so verstehe ich Leibniz) ein Allgemeines, Bedeutung, Geist. Wie konnte bei einem solchen Bemühen viel Raisonement statthaben? In und mit dem Ereignis habe ich den Gang und Geist desselben darzustellen gesucht und jenem seine bezeichnenden Züge abzugewinnen mich angestrengt. Überzeugt, daß dies das wesentlichste Moment in dem poetischen und künstlerischen Ausdruck sei, hielt ich für erlaubt, auch in der Historie einen solchen Versuch zu machen.“

Was ist schließlich die literarische Form anders als die Sprache der schaffenden und gestaltenden Persönlichkeit! Persönlichkeiten machen Geschichte, Persönlichkeiten gestalten sie, und Persönlichkeiten zu bilden, bleibt letzten Endes ihr schönstes Recht. Jeder, der Geschichte lehrt, muß sie gestalten aus Wesen und Wärme seiner Persönlichkeit nach der Gelegenheit von Ort und Stunde. Weit entfernt, daß der akademische Geschichtsunterricht Vorrang und letzte Form für sich in Anspruch nähme, dient er vielmehr seinem Wesen nach in erster Linie denjenigen, die lehren sollen und dafür gestalten. Er leitet an zur Forschung und Kritik, er gibt den gereinigten Stoff der Überlieferung, er mag Winke geben für die Darstellung und sich versuchen in der tieferen Erfassung der Ideen. Aber dem Lehrer bleibt vorbehalten, Früchte und Segen daraus zu ziehen, und das letzte Wort des akademischen Lehrers an seine Schüler bleibt: Ich mach' euch frei!

## Aufgaben der Geschichtschreibung

*Georg v. Below*, Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unsern Tagen. Geschichtschreibung und Geschichtsauffassung. Mit einer Beigabe: Die Deutsche wirtschaftsgeschichtliche Literatur und der Ursprung des Marxismus. 2. wesentlich erweiterte Auflage (Handbuch der mittleren und neueren Geschichte von G. v. Below und Fr. Meinecke Abt. I). München und Berlin 1924, R. Oldenbourg. XVI, 207 S.

*Wilhelm Waetzoldt*, Deutsche Kunsthistoriker. I. Von Sandrart bis Rumohr, 1921. — II. Von Passavant bis Justi. Leipzig 1924, E. A. Seemann. 8°. 333 S. 311 S.

Die Göttingischen gelehrten Anzeigen wollen nicht nur eine Freistatt sein für kritische Auseinandersetzungen mit gelehrten Erscheinungen, die eine solche erfordern, sondern allgemein ein Intelligenzblatt für Werke von wissenschaftlicher Bedeutung. Beides trifft auf das Buch G. v. Belows zu. Was könnte wichtiger sein, als wenn einer der namhaftesten Historiker unserer Generation an weit sichtbarer Stelle das Wort nimmt über die Entwicklung und die Grundrichtungen unserer Wissenschaft im ganzen letzten Jahrhundert bis zur Gegenwart? Als ich mich eben damit beschäftigte, kamen mir die nicht minder bedeutenden Bände von W. Waetzoldt in die Hand und ich empfand, wie sehr beide Bücher den Maßstab für einander abgeben. Sie sind unendlich verschieden, sooft sie sich stofflich berühren, nicht nur in Rumohr, Schnaase und Wölfflin.

Daß die Darstellung v. Belows, so wie sie ist, nicht in ein Handbuch gehört und sich unter der Herausgeberschaft Meineckes doppelt merkwürdig ausnimmt, wäre eine gar zu billige Bemerkung, wenn man nicht hinzufügte, daß sie ursprünglich selbständig und mit dem Untertitel „Geschichte und Kulturgeschichte“ 1916 erschienen ist. Im übrigen trifft auch die im Vorwort zitierte Bemerkung Onckens gewiß zu, daß „für den Anfänger“ zur Einführung in die Geschichtswissenschaft eine Darstellung der Historiographie „gesunder und anregender wirkt, als die bloßen Abstraktionen eines Lehrbuchs der historischen Methode“. Unter diesem Gesichtspunkt, der Anregung und Aufrüttelung, mag der nicht sehr umfangreiche Band auch in einem „Handbuch“ seinen

Platz behaupten. Es ist allerdings kein Wattenbach. Von der stimmungsvollen Wanderung durch die alten Kulturstätten mit den zahllosen lehrreichen Bemerkungen des erprobten Kenners über Handschriften und Überlieferungsformen, Ableitungen und Zusammenhänge ist man weit entfernt. Hier geht es wie im Sturmwind aus Nordost, Windstärke 10, über das letzte Jahrhundert gewaltig hinweg. Wer die Dinge nicht schon kennt, wird sie aus dem Buch nicht lernen. Kein einziges Werk ist analysiert oder nach seiner Entstehung gekennzeichnet. Es sind Autorennamen und Richtungen, nicht Werke, die hier unter bestimmten Gesichtspunkten geordnet sind. So ist die Darstellung nicht irgendwie gegenständlich, sondern aufgelöst in allgemeine Urteile. Dafür zwingen diese Bemerkungen mit einer Menge von richtigen Charakteristiken, aber auch von einseitigen und harten Urteilen unzweifelhaft zum Nachdenken und zur Begründung des Widerspruchs.

Der Aufbau ist folgender. Nach einem Rückblick auf „das 18. Jahrhundert, Ursprung der Kulturgeschichte“ (1), Voltaire, Pragmatismus, Einschränkungen des Rationalismus (Möser und Herder) geht es zur romantischen Bewegung (2), die sehr weit gefaßt wird als der gesamte Gegensatz zum Rationalismus. „Das kulturgeschichtliche Programm erst durch die Romantiker in wissenschaftlichem Sinn durchgeführt“. „Vertiefung der Forschung durch fortschreitende Arbeitsteilung“. Sodann werden „H. Leo, Ranke und seine Schule“ nebeneinandergestellt (3), mit der Hauptthese, Ranke als Romantiker zu erweisen. Die Stellung der Geschichtswissenschaft zu Hegel (4) ist wie eine Einlage. Die Darstellung geht fort mit der „Opposition gegen Ranke und die Romantik“ (5), worin die „politischen Historiker“ von Dahmann an, noch mehr diejenigen aus Rankes Schule selbst behandelt werden; es geht schon hier bis auf die großdeutschen und katholischen Historiker. Auch diese Schicht wird aber abgelöst durch eine neue „Opposition gegen die politische Geschichtsschreibung. Zeit des einseitigen Empirismus. Kulturgeschichtsschreibung“ (W. H. Riehl, Gustav Freytag, Jacob Burckhardt) (6). Endlich erfolgt, ganz überraschend, eine „neuer Aufschwung der deutschen Historiographie seit 1878“, d. h. seit Bismarcks Wendung zur „neukonservativen Politik“. „Vertiefung und Sieg der politischen Geschichtsschreibung. Überwindung des einseitigen Empirismus“ (7). Der Ausblick: Leistungen und Auf-

gaben (8) leitet über zu den Beigaben über Wirtschaftsgeschichte und Marxismus (S. 161—194).

Es ist sehr merkwürdig, daß ein Buch, dessen eigentliche Tendenz eine Überwindung des Rationalismus bis in seine letzten demokratischen Ausläufer ist, selbst doch so durch und durch rationalistisch sein kann. Von irgendeinem Versuch tieferer Ergründung der Übergänge und Umformungen ist nicht zu reden. Alles wird in einer harten Gegensätzlichkeit gesehen. Die Romantik springt wie eine andere Minerva aus dem Haupte des Zeus und selbst die späteren Meinungsverschiedenheiten der Schulen erscheinen nur wie ein Widerstreit ihrer ungleichen Söhne, der altromantischen und der politischen Historiker. Daß bei diesem Aufmarsch der Parteien vor dem Richterstuhl des Verfassers auch die großen Persönlichkeiten sozusagen nur mit ihrem Polizeipaß erscheinen, versteht sich. Von dem Wesen Ranke'scher Geschichtsforschung, von seiner eigenen starken Entwicklung bekommt man keine Vorstellung. Und eben das ist das zweite Merkwürdige. Dieser Preisgesang auf die Romantik ist selbst so ganz und gar unromantisch. — In einem Atem mit der Ablehnung der richterlichen Ansprüche des alten Rationalismus und ihres Nachzüglers Schlosser werden doch durch das ganze Buch hin vorwiegend Lob- und Tadelsprüche ausgeteilt. Oder ist das mehr die liebe Kathedergewohnheit einer polemischen Führung durch die ältere Literatur? Kein Zweifel, daß diese Technik auch ihr Gutes hat; aber sie läßt doch eigentlich nicht erkennen, wo man heute Wesen und Ideal der deutschen Geschichtswissenschaft sehen darf. Denn dieser fast ungehemmte Subjektivismus, der sogar jener „Folgerung einen Kern der Berechtigung durchaus zuerkennt“, daß „man schlechthin parallele Professuren für verschiedene Fächer je nach den weltanschaulichen Systemen verlangt“, ist doch nicht im Ernste das letzte Wort unserer Wissenschaft? Gibt es nicht seit Ranke eine inzwischen immer mehr verfeinerte historisch-philologische Methode, die uns im Gegensatz zu allen früheren Jahrhunderten zur Ermittlung historischer Wahrheit wenigstens in dem Sinne befähigt, daß wir den Grad der Gewißheit oder das Maß der Unsicherheit unseres Urteils leidlich bestimmen? Aber freilich, von dieser seit Rankes „Kritik neuerer Geschichtsschreiber“ und der modernen Beherrschung von Urkunden und Akten, wichtigsten inneren Geschichte unserer Wissenschaft erfährt man in diesem Buche im Grunde

nichts. Es heißt nur sehr früh einmal, daß Pertz „die erste aus Rankes Seminar kommende Generation der Mitarbeiter — Waitz, Wattenbach, Jaffé — praktisch geschult habe“, daß die weiteren methodischen Fortschritte das Verdienst von Waitz seien und endlich „Holder-Egger der glücklichste Ausgestalter der Methode ist“. So muß dann Scheffer-Boichorst, dessen „bewundernswerte Untersuchungen“ kurz anerkannt werden (91), im übrigen als Schulbeispiel dafür dienen, „daß der scharfsinnigste Forscher, der nicht eine zusammenhängende energische politische Auffassung besitzt, auch nicht fähig ist, zusammenhängende Darstellungen größeren Stils zu liefern“. Manchmal nutzt auch die energische politische Auffassung nichts.

„Es wäre irrig, den politischen Historikern, weil sie energisch für ein politisches Ziel kämpfen, den sittlichen Maßstab abzuspochen“ (45). — Gut! wenn nur dieser Standpunkt gerechten Verständnisses immer festgehalten wäre. Aber es ist mir schmerzlich, so nahe ich mich politisch vielfach dem Verfasser fühle, feststellen zu müssen, daß die Skala von Lob und Tadel mit großer Sicherheit von rechts nach links führt, und zwar ziemlich unverblümt im Sinne der politischen Parteeinstellung. Alle Konservativen „im weitern Sinne“ scheinen einseitig; in den Ideen der historischen Rechtsschule von der notwendigen Beziehung einer Verfassung auf die Besonderheit eines Volkes lag „auf konservativer Seite der Kern des Widerstandes gegen den Liberalismus“ (58). Also in keinerlei innerer Machtpolitik? Die politischen Historiker wären mit der Anerkennung von Preußens Führung „dem konservativen Nationalstaatsgedanken schon recht nahe gekommen“ (57). Also bei ihnen lag die führende Idee? Auch die günstige Wendung in der Entwicklung der Geschichtswissenschaft, die v. Below in der neukonservativen Politik Bismarcks 1878 begründet findet (S. 55 f. 84. 120) scheint mir nicht einmal äußerlich erwiesen zu sein; er muß selbst gestehen, daß sich jetzt manches auswirkte, was in den „vorhergehenden Jahrzehnten“ (!) vorbereitet war, und zitiert an anderer Stelle (S. 160) zustimmend das Wort von Meinecke, daß „verglichen mit der großen Zeit der Ranke, Burckhardt und Treitschke die Spitzen gesunken sind“. Aber deren große Entwicklungsjahre waren doch die dreißiger, fünfziger, siebziger Jahre! Wie erst, wenn man Mommsen dazu nähme. Jedoch der Verfasser will allen Glanz nachträglich auf die Periode seit 1878 häufen. Erst hier ordnet er die Münchener Historische

Kommission (von 1858!), den Hansischen Geschichtsverein (von 1870) und ihre Nachfolgerinnen ein. Erst hier folgt sogar Julius Ficker mit seinen Forschungen, von anderen zu schweigen. Und das alles, um die Jahrzehnte des Liberalismus zu verzeichnen? Schon der tapfere Dahlmann ist ihm unbequem, der „liberalen Zeitströmungen nachgebend, sich vom Doktrinarismus nicht ganz frei macht“. Entsprechend finden auch die Nationalliberalen nur halbe Gnade. An Sybel wird gelobt, daß er „immer dafür arbeitete, das radikale Element aus dem deutschen Liberalismus auszuschneiden“ (51), doch geht das nicht ohne die Glosse, daß „wir immerhin Sybels grundsätzlichen Standpunkt beanstanden“. Und nun gar weiter nach links. Die hohe sittliche Reinheit Baumgartens muß es sich gefallen lassen, daß „wir ihn durchaus zu den achtbaren Vertretern seiner Richtung zählen“ (63); „doch sind seine Schriften von Einseitigkeiten nicht frei und zeigen eine gewisse Blutleere“. Ich möchte die Einseitigkeit in Baumgartens Hauptwerk, der Geschichte Karls V wohl aufgewiesen sehen und über die Blutleere noch klagen hören von jemandem, der das schöne Büchlein „Wie wir wieder ein Volk geworden sind“ (1870) gelesen hat. Aber er ist leider ein „Liberaler“ und ein „Epigone“ und seine „originellste Aufzeichnung bleibt die Selbstkritik des Liberalismus“. Daß seine Kritik von Treitschke wesentlich partei-politisch begründet gewesen sei, ist sicher falsch; Baumgarten hatte vielmehr andere Vorstellungen von der Objektivität des Historikers. Gelangen wir gar zu den eigentlichen Demokraten, dann geraten wir dicht an die Grenze des Parlamentarischen. Spott und Hohn sind nicht gespart. Sie kommen noch schlechter weg, als die Sozialdemokraten, bei denen schon kein eigentlich historisches Wollen mehr vorausgesetzt wird. Die Bemerkungen über L. M. Hartmann sind gewiß zutreffend, aber wenn schon historische Begriffsbildung und sogar die gesamte „Typologie“ in sehr breit geratenen Ausführungen verteidigt werden, versteht man den Ingrimm gegen die Soziologie doch nicht recht. Die Beigabe über den Marxismus enthält eine fruchtbare Fragestellung und lehrreiche Beiträge zur Antwort, fällt aber wirklich aus dem Rahmen eines Handbuchs völlig heraus.

Wir sind alle darüber einig, daß die Wurzeln des politischen Doktrinarismus in die Aufklärung und das Naturrecht zurückreichen; aber deswegen kommt so viel an auf die einzelne persönlich geartete

Bindung oder Umformung. Ähnlich steht es um die beherrschende These dieses Buches, daß die ganze wertvolle neuere deutsche Geschichtswissenschaft aus der Romantik stamme. Das wird nur dann unschwer bewiesen, wenn in den Sinn der Romantik vorher alles spezifisch Historische hineingepackt wird. Und dabei hat diese Romantik ohne Einschränkung „als eine Schöpfung zwar nicht des protestantischen Geistes, aber des protestantischen Bodens und seines Staates, des preußischen zu gelten“. Sie ist die große allumschließende Bewegung. „Während die Rationalisten die historischen Vorgänge vorzugsweise aus Einzelursachen, und zwar mit Vorliebe aus bewußter Berechnung herleiteten, alles rationalisieren wollten, betonten die Romantiker die Abhängigkeit des Menschen von allgemeinen Kräften, das Unbewußte, das Unerklärliche, das Geschichtliche, das Gegebene“ (6). Mit diesem Gegensatz von etwas Viel-zu-engem gegen ein Viel-zu-weites ist die Zeit doch nicht erschöpft. Als wenn es wirklich keine anderen Strömungen gegeben hätte als Rationalismus und Romantik und wiederum keine kritischen und sittlichen Kräfte im Rationalismus! Wie erklären sich denn Möser und Herder? Möser, dem Versenkung in Volkstum, Heimat, Sitte, dem „Totalität und Mannigfaltigkeit“ bereits wichtigste Angelegenheiten waren. Bei Herder darf man sich nicht an seine Ideen zur Philosophie halten, sondern muß zu ermessen suchen, welche ungeheuren Anregungen allgemeinsten und tiefster Art er ausströmte. Wo steht das Büchlein „Von deutscher Art und Kunst“? Diese ganze Wendung der modernen Geschichtswissenschaft zur Empirie, zum Realismus wäre ohne Goethe zu denken? Die Rankesche historische Methode, der entscheidende Fortschritt des 19. Jahrhunderts, wäre ohne die klassische Philologie zu denken? Der Humanismus, Heyne, Humboldt, Fr. A. Wolf sind nachdrücklich in ihre historischen Plätze wieder einzufügen. Ja, ich stehe gar nicht an, die auch in Belows Darstellung mit Recht so stark betonte Wendung Rankes zum Primat der äußeren Politik ganz wesentlich mit aus seinen Quellenstudien zu erklären; er ist nicht umsonst zuerst in die Schule Machiavells und der venetianischen Gesandten gegangen. Es ist ja fast erschütternd wunderbar zu sehen, wie ihm die tiefsten Wahrheiten, selbst das besondere Verständnis der deutschen Reformation erst aus den Quellen erblühten. Hier ist mit „Gesinnung“, mit „politischer Auffassung“, mit „Romantik“ gar nichts erklärt, aber alles aus der Versenkung in die Quellen und in die Dinge.

„wie sie eigentlich gewesen sind“. Unser ganzer Glaube an den tiefen objektiven Wert unserer eigentlich historischen Studien kann doch in nichts anderem liegen, als in dem Zutrauen zur Möglichkeit eines solchen Vordringens zu der „rein tatsächlichen Wahrheit“ Rankes. Das war auch die Meinung von Scheffer-Boichorst, der damit eine humane Weltweite, und von H. Baumgarten, der damit den tiefsten religiösen und politischen Ernst verband.

Endlich ein Letztes. Der Aufbau des Buches ist von zwei Ideen bestimmt. Einmal von der Bedeutung der Romantik und der Erneuerung konservativer Staatsgesinnung, und zum zweiten von der Bindung des Begriffs Kulturgeschichte an das 18. Jahrhundert, also an den Rationalismus und, logischer Weise, an seine Epigonen, die Demokraten (63). Dazu paßt nun leider gar nicht, was über die einzigen großen Vertreter der Kulturgeschichte zu sagen ist, den „Sozial-Konservativen“ W. H. Riehl, den in „echt romantischer Vertiefung“ der Vergangenheit zugewandten Gustav Freytag, und auch den Schweizer Jacob Burckhardt, den „die Demokratie abstieß“. Irgend etwas Richtiges ist ja in dem Zusammenhang von Aufklärung, Zivilisation, Sitten und Kleinbürgerlichkeit gefühlt. Aber das hat mit den großen Geistesmächten konservativer oder liberaler Gesinnung gar nichts zu tun, und mit den Verfassungsformen der Demokratie nur sehr wenig. Der gleichfalls durch das ganze Buch gehende Gedanke von der Wichtigkeit einer Verbindung von Rechtswissenschaft und Geschichte soll nicht bestritten werden; G. v. Below ist selbst ein gutes Beispiel dafür. Aber eben deshalb wirkt das hier gewählte Bild nicht eben glücklich. „Die Schulung in der juristischen Systematik verleiht die Ritterrüstung, der das lose Aufgebot der historischen Stoffhuber nicht zu widerstehen vermag. Aber die Infanterie der Historiker weiß sich zu behaupten, wenn sie ihrerseits sich auch eine technische Ausbildung schafft“ (102). Bei der Ritterrüstung muß ich immer an die große Hornisse in der Biene Maja denken, und bei den Stoffhubern an den guten alten Bienenstaat.

Es liegt ein Mißgeschick über der Geschichte der deutschen Historiographie. Nach der völlig mißglückten Darstellung von Wegele waren wir zunächst ganz geblendet von der bei einem jugendlichen Autor doppelt respektablen Weite und Sicherheit in Fueters Werk von 1911. Erst mit der Zeit empfanden wir zunehmend seine



Schwächen, besonders in der Bewältigung der deutschen Historiographie, allgemein in der Disponierung des Stoffes. Hier lagen also Aufgaben; um so lohnender, je bedeutender trotz allem Fueters Versuch war. Sind wir nun weiter gekommen? Ich fürchte nicht, trotz des Strebens nach Gesichtspunkten, die eine einfachere Ordnung ermöglichen könnten. Am glücklichsten war doch bisher Moriz Ritter, der die Entwicklung der Geschichtswissenschaft „an den führenden Werken betrachtete“ (1919) und dadurch seinen großen Stil gewann, daß er in ihnen das Typische aufzuweisen wußte.

Wie die Biographie nach meiner Meinung die einfachste und einwandfreieste Form der Geschichte ist, so bleibt vollends für die Künstler- und Gelehrten-geschichte der biographische Aufbau immer noch der leichteste und lohnendste. Vasari gab für die Kunstgeschichte das erste große Vorbild. In dem Buche von W. Waetzoldt liegt die entsprechende Anlage für die Schriftsteller über die Kunst vor. Freilich empfindet der Verfasser auch die Schwierigkeiten dieses Verfahrens und äußert das sehr lebhaft. „Jede Darstellung aus der Geschichte einer Wissenschaft ist eine undankbare literarische Aufgabe. Goethe hat in der Einleitung zur Geschichte der Farbenlehre eine Reihe der methodischen Schwierigkeiten aufgezählt, denen der Historiograph begegnen muß. Das Treffende an der Schilderung dieser Schriftsteller-nöte empfindet man bei der Darstellung der Gedankengänge des weiten Goethekreises besonders lebhaft. Das bunte Gewebe, an dem eine ganze Generation gearbeitet hat, muß man auftrennen, mannigfaltig Verflochtenes und Verschlungenes lösen, einzelne Fäden aufzeigen, wo doch nur das aus allen Fäden zusammengesetzte Bild die geschichtliche Wahrheit enthält“ (146).

Und doch, welche Luft umgibt den Leser in den stimmungsvollen Räumen dieser Porträtgalerie! Man hat das Gefühl, in eine Gesellschaft gebildeter Menschen geladen zu sein; es ist nicht nur von ästhetischen Dingen die Rede, sondern auch dafür gesorgt, daß Form und Stoff in Harmonie bleiben.

Flüchtige Striche skizzieren ein paar Männer aus der Zeit Dürers, — Johannes Butzbach, Christoph Scheurl, Johann Neudörfer. Mit Matthias Quadt von Kinckelbach und Sandrart geht es in das 17. Jahrhundert. Der Ritter des Palmenordens Joachim von Sandrart steht da als deutscher Vasari, nicht in der Reihe der ersten Dignitäre, aber doch

als charakteristischer Zeitgenosse der anderen Bahnbrecher unserer Wissenschaft, der Pufendorf, Conring, Thomasius und Leibniz. Der Sammelfleiß seiner „Teutschen Akademie“ von 1662 und 1679 gab für mehr als ein Jahrhundert die brauchbare Grundlage; er selbst empfand, daß er „nach leidigen Kriegsläufte die schlummernde Fräulein Pictura wieder aufweckte, die Nacht zertrieb und ihr den Tag anbrechen machte“. Erst das 18. Jahrhundert brachte den halbphilosophischen, halb schon antiquarischen Universitätsbetrieb; Johann Friedrich Christ in Leipzig verdient, auch als Lehrer Heynes, genannt zu werden.

Und doch bleibt alles zurück hinter den genialen Würfen Winckelmanns, dessen Durchbruch (1755) die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ — dessen Meisterleistung die „Geschichte der Kunst des Altertums“ (1764) wurde, das erste deutsche Buch, das wieder europäischen Klang gewann. Ich glaube auch, daß aus dem unauflösbaren Herzensgrunde die Kirchen Stendals nicht wegzudenken sind (52). Zu seinem weiteren Leben die feine Formulierung: „Der Drang, dem Ideal nachzuleben, die fast übermenschliche Kraft, das Sehnsuchtsziel zu erreichen, hat Winckelmann zu einer fast symbolischen Erscheinung werden lassen für den deutschen Idealismus und edelsten Bildungstrieb, symbolisch auch für den Mann des dritten Standes, der ans Licht drängt, für den Bürger des 18. Jahrhunderts, der als Gleichberechtigter sich an den Tisch der Fürsten setzt und mit den Waffen des Geistes in die alte ständisch-aristokratische Welt einbricht“. Seine Neigung zu naturwissenschaftlicher Analyse und Vergleichung wollen wir uns ebenso merken, wie die entscheidende Bedeutung der altklassischen Literatur (59). Winckelmann „führt den Begriff des Stiles und der Stilgeschichte ein und tut damit den entscheidenden Schritt über Sandrart hinaus“ (63). Die besondere Art Winckelmannscher Darstellungskunst illustriert W. (ähnlich gelegentlich auch bei anderen Autoren) durch Nebeneinanderstellung der Beschreibung bestimmter Kunstwerke aus der Feder von Vasari, Rubens und Winckelmann. Wie stark der ausübende Künstler den Kunstgelehrten befruchten kann, lehrt Winckelmanns Verkehr mit dem über die Maßen bewunderten Anton Raphael Mengs, dessen „Gedanken über die Schönheit“ (1762) selbst im Rationalismus befangen blieben.

Ich streife nur die Oeser, Hagedorn, Geßner und Füßli. Zu Heinse wäre in der Literatur wohl Walther Brechts Buch über Heinse und den ästhetischen Immoralismus (1911) nachzutragen.

Die nächste Gruppe, Hamann, Herder, Merck, Heinrich Meyer bildet den Kreis, der sich für uns um Goethe ordnet, mit einer Caesur zwischen dem jungen und dem alten Goethe. Es ist nicht unnötig, immer wieder zu betonen, wie stark sich die Leidenschaft für Ursprünglichkeit, Echtheit, Natur dem werdenden Klassizismus entgegenbäumt. Auch am Straßburger Münster wirkte zunächst nicht das Nationale, sondern das Originäre; Goethe bekannte: „Individuelle Keimkraft nur treibt, wie die Geschöpfe der Natur, so selbständige künstlerische Werke hervor“ (143). Herder ist für das Historische der Führer im Sinne der bewußten Hinwendung zu den Dingen, wie sie sind; „da man keinen Lehrbegriff im Kopfe hat, sondern die Dinge schlicht ansieht, wie sie sind; sie bindet wie die Geschichte, nicht das Raisonement, bindet.“ Wer dünke nicht an Ranke!

Gleichwohl, „der Weg zur fachwissenschaftlichen Kunstforschung war noch weit und steinig; er konnte nur über die Stationen methodischer Arbeit führen“. Ich bekenne, daß ich aufs tiefste berührt bin von dem Maße des Anteils, den Goethe gerade am Methodischen hat; ganz abgesehen von den genialen Einsichten, die zwischendurch aufblitzen, wie etwa über das Wesen der Baukunst, auch nach Seite des körperlich Bewegten. „Sie soll vorzüglich, und worauf man am wenigsten acht hat, für den Sinn der mechanischen Bewegung des menschlichen Körpers arbeiten“; Hinweis auf Tanz, Rhythmus und Raum. Auch der fruchtbare Begriff des Zyklischen sei noch erwähnt (165), und der wichtige biographische Versuch im Anschluß an Cellini; dahinter stehen die sehr systematischen Sammlungen Heinrich Meyers. Es scheint mir dabei für die Fragen des Werdens moderner Geschichtswissenschaft doch wichtig, daß von Meyer gesagt werden kann: „Rationalismus verschloß ihm das Verständnis des Mittelalters, öffnete ihm aber den Sinn für die von hellem Kunstverstande durchwaltete Renaissance“ (183). Endlich der Abschluß für Goethe in der Landschaft. Waetzoldt faßt zusammen: „In der Morgenrhapsodie auf ein Meisterwerk der Baukunst brauste des jungen Goethe Kunstenthusiasmus auf, in der weitgespannten Übersicht über das Landschaftsreich klingt 60 Jahre

später des Greises abgeklärte Kunstbetrachtung aus. Es ist der Weg des allgemeinen Kunstempfindens vom Mittelalter bis zur Neuzeit, die Entwicklung vom architektonischen zum landschaftlichen Sehen überhaupt, die Anfang und Ende Goethescher Kunstgeschichtsschreibung gleichnishaft spiegeln.“

„Ohne Liebe bleibt auch in der Kunstwissenschaft alles ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Kunst ist mehr als eine Belustigung des Witzes und Verstandes. Die seelischen Organe (dafür) — sind Ehrfurcht und Enthusiasmus. Kunstgenuß ist Andacht.“ Wir befinden uns inmitten der Romantik. Wilhelm Wackenroder und (derber, wenn auch wichtig für ihn) Ludwig Tieck; weiter August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Sulpiz Boisserée. Wie lehrreich ist der Hinweis auf die Brücke zwischen den Literaten und der Kunst, die durch die steigende Notwendigkeit geschlagen wurde, in einem Zeitalter ohne Reproduktionstechnik eine zugleich treffende und stimmungsechte Bildbeschreibung zu geben! Im übrigen bleibt die Basis positiver Kenntnisse bei diesen „spekulationsfrohen Söhnen des 18. Jahrhunderts“ schmal. „Daß die Romantiker das Denken der Deutschen über künstlerische Dinge von Schulmeistereien und von rationalistischer Pedanterie befreit haben, darf ihnen nie vergessen werden. In der Geschichte der Ästhetik ist ihnen ein hervorragenderer Platz, als in der Geschichte der reinen Kunstgeschichte gewiß“ (252).

Die Kunstgeschichte als Forschung in Archiven und Bibliotheken beginnt mit Carl Friedrich von Rumohr. Glückliche Kombination, daß dieser Feinschmecker im wörtlichsten Sinne, dieser selbst gegenüber der künstlerischen Technik zu methodischen Versuchen neigende Mann, dieser Kenner und Liebhaber, dieser auch wieder nachdenkliche Gesellschaftsmensch und Dichter zugleich die Einsicht, die Energie und Ausdauer hatte, zu den Originalurkunden und Akten vorzudringen. Er trieb Wirtschaftsgeschichte und Kunstgeschichte. Nun beginnt die Befreiung von dem Anekdotenhaften der älteren (und noch lange nachwirkenden) Künstlergeschichte, die Möglichkeit, aus der aufgespeicherten Fülle ästhetischer Einsichten urkundlich geordnete historische Reihen zu bilden. Auch Fiorillo, seit 1784 in Göttingen als Zeichenlehrer, Kustos der Sammlungen und Lehrer der Kunstgeschichte tätig, war mit seiner „Geschichte der zeichnenden Künste“ (seit 1798) nur Vorläufer.

Rumohrs italienische Forschungen nannte kein Geringerer als W. von Humboldt das erste Werk, das „über Kunstgeschichte in echt historischem und echt künstlerischem Geist geschrieben sei“ (303). „Objektivität, Genauigkeit und Kritik“ resultierten bei ihm aus dem tiefen „Mißtrauen gegen den romantischen Subjektivismus“, oder wie Waetzoldt ein andermal sagt: „es ist für den Romantikfeindlichen, zur materialistisch-technologischen Kunstanschauung ringenden Rumohr überaus bezeichnend, wie ängstlich er einer Überschätzung des Momentes der Auffassung, dessen, was wir heute Gesinnung zu nennen pflegen, entgegenarbeitet“ (310). Mit diesen Urteilen des Kenners vergleiche man, wie Below (176) gerade Rumohr als Vertreter der „romantischen Kreise“ behandelt.

Von Rumohr wurde mit scharfer Kritik auch noch die Erstlingschrift (1820) des Mannes aufgenommen, der bald die Kennerschaft durch seine Reisen und Forschungen gerade im Rumohrschen Sinne breiter fundierte, Joh. David Passavant aus Frankfurt, Verwalter des Städelschen Instituts, erster gelehrter Biograph Raphaels (1839—58). Zeitlich und sachlich stellt sich neben ihn der Berliner Gustav Friedrich Waagen, ebenfalls Reisender, Kenner, Museumsbeamter; noch früher als Passavant hatte er seine Helden im Norden gefunden, Hubert und Jan van Eyck (1822).

„Die internationale Autorität der deutschen Kunstwissenschaft beruht nicht zuletzt auf dem deutschen Kenner- und Sammlertum. Alle billige Kritik an den Selbsttäuschungen und Illusionen der Bildertäufer (und Wiedertäufer) — ändert nichts an der Tatsache, daß Kennertum bis zu einem gewissen Grade die Vorbedingung, wenn auch nicht der Inbegriff und das Ziel jeder wissenschaftlich betriebenen Kunstforschung ist.“ Sein Sitz ist die Sammlung. „Im andern Lager haben sich die Begriffsforscher, die Philosophen und Theoretiker der Kunstgeschichte von Anfang an um die Universitätskatheder gesammelt. Beide Arbeitsweisen und Arbeitsmöglichkeiten ergänzen sich“ (II, 32). Zunächst die Theorie. Für die geschichtsphilosophische Einordnung der Kunst und der Kunstgeschichte wird Hotho, der begeisterte Hegelianer, noch als „erschreckendes“ Beispiel aufgeführt. Sehr bedeutend dagegen, auch tiefer anregend, der Obertribunalsrat Carl Schnaase (1798—1875); also auch ein Liebhaber, dessen „Geschichte der bildenden Künste“ aber

geradezu epochemachend genannt werden darf (1843—64). „Kunst-historiographischer Kartonstil“ (II, 77). „Seine Zentralidee wurde die Lehre vom Volksgeist“ (81); „die Kunst abzuleiten aus den physischen und geistigen, sittlichen und intellektuellen Eigentümlichkeiten der Völker.“ Die Gefahren werden von W. gut aufgewiesen, „vor Schnaase läßt das Kunstwerk trotz allen philosophischen guten Zuredens die letzten Schleier nicht fallen“ (87).

Man kann streiten, welches Kapitel dem Verfasser am besten gelungen ist; Schubring möchte die Palme dem Justikapitel reichen. Ich finde das ungemein Historische des Buches darin, daß gerade die Abschnitte, in denen nicht eben die Liebe den Griffel führt, besonders gut geraten sind. Der ganze Abschnitt über die Positivisten ist wundervoll. Gerade das Ringen mit der Gerechtigkeit und mit dem Verständnis, das anderswo von selbst zuströmt, löst in diesen Kapiteln Sprüche der Einsicht und Weisheit aus. Freilich steht gleich an der Spitze die auch menschlich anziehende, wahrhaftige Figur von Eduard Koloff, Beamter des *Cabinet des estampes* der Nationalbibliothek zu Paris. „Solche Naturen werden meistens von ihrer eigenen Zeit unterschätzt, von der Nachwelt überschätzt. Sie erscheinen dem Rückblickenden als die beweglichen Köpfe neben den befangenen Fachmenschen, als die Geistvollen neben den nur Kenntnisreichen.“ „Solche Auffassung bedarf der Korrekturen, sobald die Frage nach der geschichtlichen Reichweite der Außenseiterideen aufgeworfen wird. Da zeigt sich, daß der Kranz schließlich nicht dem gebührt, der den Einfall gehabt hat, sondern der in einem Falle das Gesetz zu erspüren vermag, der aus Aperçus Forschung, aus Aphorismen Darstellung macht“ (II, 95). Und doch gebühren Koloff Kränze. Mit derselben Unbefangenheit wie der Antike und dem Mittelalter trat er auch Rembrandt gegenüber. Helden der Farbe konnte er wiederentdecken. „Vor allen Dingen Koloristen“ sagt Koloff einmal „glaubten diese Meister, daß das Auge auf Kosten jeder anderen Rücksicht befriedigt werden müsse; sie hätten gewiß naturgetreuer malen können, aber zum Nachteil desjenigen, welches sie für wesentlicher und kunstgemäßer hielten, nämlich die aus dem Kontrast und Wechsel der Farben entspringende Harmonie“ (103). Der frühe Gebrauch des Wortes Renaissance als Epoche (1840) entspricht der französischen Umgebung Koloffs (zu dem Problem vgl.

mein Werden der Renaissance, 1910 [und in dieser Sammlung] und meine Besprechungen Philippis im lit. Zentralblatt 1912, 1152 und Burdachs in diesen Anzeigen 1923 [und in dieser Sammlung]). Schwieriger war die Würdigung Springers; er erscheint zunächst als der erste große Pädagoge. Dann als Positivist. Ich erinnere mich noch lebhaft des fast abstoßenden Eindrucks seiner Lebenserinnerungen. Alle Romantik war hier ausgetilgt; Spezialistentum, Positivismus, robuste Wirklichkeitsart. Aber in dem tätigen, kämpfenden, erfolgreichen Mann ist eine ganze Generation aufs trefflichste charakterisiert. Merkwürdig, wie gerade dieses solide Spezialistentum auf dem Boden Österreichs von Reichsdeutschen, wie Sickel, und umgekehrt von Österreichern an deutschen Hochschulen gepflegt und in Seminaren beiderseits ausgesamt wurde; das gilt für das Historische wie für das Kunsthistorische, die sich gerade damals besonders eng berührten. In der trockenen, vorurteilslosen, gewissenhaften und fleißigen Art dieser Kunstgelehrsamkeit stiegen alte sittliche und wissenschaftliche Werte vergangener Zeiten wieder auf. Auch das handwerklich Kunsttechnische kommt wieder zu Ehren. So fügt sich das Bild Sempers vortrefflich ein. Dazu das schöne Wort: „die Augen der Künstler sehen, was der Laie übersieht, sie übersehen aber auch, was der Historiker sehen muß. Schwimmer im Strom der Kunst, rechnen sie wohl mit dem Widerstand oder der Willigkeit des Elementes, in dem sie leben und kämpfen. Wir aber stehen am Ufer, bloße Betrachter, die freilich sehen, woher die Wasser kommen und wohin sie gehen“ (130).

Und nun steigert sich der Stil noch in dem gewichtigen Kapitel Franz Theodor Kugler und Jacob Burckhardt; man möchte in Erinnerung an das, wenn auch kurze, Zusammenleben in Berlin und an die Weiterführung Kuglerscher Bücher durch den Baseler Schüler, von Vater und Sohn sprechen. Das „Handbuch der Kunstgeschichte“ (1842), „die Meisterleistung des 34jährigen“; erst für die Fortführung entdeckte sich Kugler den jungen Baseler, wie er wohl auch als erster Menzels Genie erkannte. Ich trage nach, daß sich in dem entzückenden Porträt-skizzenbuch Kuglers auch ein Jugendbildnis Burckhardts von 1843 findet mit der Unterschrift „Jac. Burckhardt stud. philos. geboren in Basel am S. Urbanstag 1818“; man fühlt sich in die intime Kultur jener Jahre unmittelbar zurückversetzt und bekommt fast Heimweh

nach den musikalischen Teenachmittagen bei „Geheimrats“ in den Mansardenräumen an der Friedrichstraße. Das Problem der Darstellung lag hier in der Aufdeckung des In- und Durcheinanderströmens von Traditionen des 18. Jahrhunderts und romanischer Kultur mit Romantik, Preußentum und philologisch-historischer Methode. In den Bildern der Männer und Werke ist das, echt Rankesch, höchst gegenständlich aufgewiesen. Der Abschnitt Kugler als Ministerialreferent bekommt seine feine Wirkung noch durch die Tatsache, daß der Verfasser selbst an dieser stillen und wichtigen Stelle Kuglers Erbe ist. Bei allem Einschlag von Bitterkeit klingt doch etwas Verbindendes durch, wenn W. (II, 155) mit Rücksicht auf Kuglers fortgeschrittene Ideen bemerken darf: „Wenn Wissen und Dankbarkeit gegen die vorangegangenen Geschlechter nicht in Deutschland in Mißkredit geraten wären, hätten die Kunstrevolutionäre von 1918/19 sich durch einen Blick in Kuglers 1848/49 ausgearbeiteten Pläne viel Geschrei ersparen können.“

Unvergleichlich die Einführung des reifen Burckhardt (II, 172). „Wer in den elysäischen Gefilden nach Jacob Burckhardt Umschau halten dürfte, würde ihm schwerlich unter den Scharen disputierender Gelehrter, gewiß nicht im Kreise seiner kunsthistorischen Fachgenossen begegnen, vielleicht ihn aber in der Gegend antreffen, wo Gottfried Keller und Arnold Böcklin beim Weine sitzen. Dem Dichter und dem Maler zugesellt, genießt er dort das wunderbare Schauspiel, dem Geist der Menschheit erkennend nachzugehen. In der Sehnsucht nach dieser Erkenntnis klingen Burckhardts weltgeschichtliche Betrachtungen ergreifend aus. Solch edle Sehnsucht, die des Glücks und Unglücks völlig vergessen läßt, gibt Burckhardts Wesen das gedämpfte Leuchten und auch die heitere Resignation.“ Und später: „Das edelste Geschenk, das die Musen diesem Manne in die Wiege gelegt hatten, war die dichterische Anlage. Sie regte sich als Einfühlungsfähigkeit in fremde Menschen, Zeiten, Anschauungen, als Schmiegsamkeit der Phantasie, als Gabe intuitiven Verstehens der charakteristischen Situationen, als bildhafte Vision und als Kunst der Sprachbeherrschung“ (180). Man erinnert sich an W. v. Humboldt, der das Poetische für den Historiker verlangt, vom Philosophischen dagegen Gefahren wittert. Wie drastisch empfand das der junge Burckhardt schon im Kolleg bei Schelling: „ich dachte jeden Augenblick, es müßte irgendein Ungetüm von asiatischem



Gott auf zwölf Beinen dahergewatschelt kommen und sich mit zwölf Armen sechs Hüte von sechs Köpfen nehmen.“ In demselben Zusammenhang auch die Annäherung an Rankes Realismus. „Trotz aller Verschiedenheit der Grundstimmung fand er für solche Gedanken bei Rankes, von geschichtsphilosophischer Ahnung nur gleichsam unwittertem Realismus ein Echo.“ Gut ist in Burckhardts Schatten auch der Umriß H. Wölfflins eingezeichnet, der eine Filiation des Meisters mit werbender Energie zur fruchtbaren Familie gestaltete.

Den Abschluß machen Herman Grimm und Karl Justi. Das ist die Generation, die uns noch berührte, ermunterte, bildete. Ich freue mich der Rettung Grimms; die Schätzung war nicht immer so. Aber wieder ist es das universale Verständnis des Verfassers, das hier richtig ordnet. „Der Professor Grimm, der sich als heimlicher Botschafter Weimars im neuen Reiche Bismarcks fühlt“ (II, 214), als „Statthalter Goethes auf Erden“, und sich doch nicht scheute, die ganz neue technische Errungenschaft des Skioptikons unter Spott und Hohn der Zünftigen in den Universitätsbetrieb einzuführen; den „enge Freundschaft nur mit einem Musiker verband, mit Joseph Joachim“. Irre ich nicht, auch mit Heinrich Brunn, und eben diese Beziehung gibt mir an später Stelle noch einmal Gelegenheit zu einer kritischer Frage. Warum ist die klassische Tradition Winkelmanns so völlig fallengelassen? Neben Fiorillo wirkte überragend in Göttingen Otfried Müller; und Heinrich Brunn ist, etwa auch als Anreger Wölfflins, in München nicht wegzudenken. Kann man die Wechselwirkung, die in Winkelmann keimhaft lag, nicht auch in der Blütezeit des folgenden Jahrhunderts noch beobachten?

Von beneidenswertem musikalischen Kompositionsgefühl zeugt die Art, wie bei der Charakteristik Grimms noch einmal alle Größen der vorigen Generation zum Vergleich herangezogen sind; das wirkt wie freie Reprisen. Und dann folgt mit Karl Justi das Ausklingen; fein, zurückhaltend, mit all den altmodischen Zügen doch der Vollender, eine Herzensfigur des Verfassers. Daß in den Biographien Winkelmanns, Velasquez und Michelangelos sich noch einmal alles Licht wie in einem dreifachen Regenbogen bricht, ist eine Gunst des Schicksals selbst. Und doch wäre ohne die literarische Kunst des Autors das alles nicht da.

Und darüber noch ein Wort zum Schluß. Blickt man zurück auf

die *Vite dei più celebri pittori* des Vasari, auf die alten *Viri illustres* der Antike und des Mittelalters, so bemerkt man mit innerstem Vergnügen, wie aus der Porträtsreihe der literarischen Tradition die gedankliche Komposition geworden ist. Nicht bloß Köpfe, Gruppen sind hier Träger der Ideen. Wenn es so etwas doch auch für die Historiographie gäbe! Als Primaner erhielt ich zu Weihnachten den Wattenbach als Einführung in die Geschichte. Jetzt würde ich einem jungen Zunftgenossen am liebsten dies durch und durch humanistische Buch auf den Weihnachtstisch legen; unnötig zu sagen, welches nicht.

Die Larve des Regenwürms ist ein weißer, zylinderförmiger Körper, der sich durch die Fortbewegung der Segel und der Borsten an feuchten Orten vorwärts bewegt. In der ersten Zeit ihres Lebens sind die Larven sehr empfindlich für die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft. Sie suchen sich daher an feuchten Orten auf und vermeiden die Sonne und die Kälte. In der zweiten Zeit ihres Lebens sind sie weniger empfindlich für die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft. Sie suchen sich daher an feuchten Orten auf und vermeiden die Sonne und die Kälte. In der dritten Zeit ihres Lebens sind sie noch weniger empfindlich für die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft. Sie suchen sich daher an feuchten Orten auf und vermeiden die Sonne und die Kälte.

Die Larve des Regenwürms ist ein weißer, zylinderförmiger Körper, der sich durch die Fortbewegung der Segel und der Borsten an feuchten Orten vorwärts bewegt. In der ersten Zeit ihres Lebens sind die Larven sehr empfindlich für die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft. Sie suchen sich daher an feuchten Orten auf und vermeiden die Sonne und die Kälte. In der zweiten Zeit ihres Lebens sind sie weniger empfindlich für die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft. Sie suchen sich daher an feuchten Orten auf und vermeiden die Sonne und die Kälte. In der dritten Zeit ihres Lebens sind sie noch weniger empfindlich für die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft. Sie suchen sich daher an feuchten Orten auf und vermeiden die Sonne und die Kälte.

Die Larve des Regenwürms ist ein weißer, zylinderförmiger Körper, der sich durch die Fortbewegung der Segel und der Borsten an feuchten Orten vorwärts bewegt. In der ersten Zeit ihres Lebens sind die Larven sehr empfindlich für die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft. Sie suchen sich daher an feuchten Orten auf und vermeiden die Sonne und die Kälte. In der zweiten Zeit ihres Lebens sind sie weniger empfindlich für die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft. Sie suchen sich daher an feuchten Orten auf und vermeiden die Sonne und die Kälte. In der dritten Zeit ihres Lebens sind sie noch weniger empfindlich für die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft. Sie suchen sich daher an feuchten Orten auf und vermeiden die Sonne und die Kälte.